

# Die Blumen des Himmels

Gustav Feichtinger

## Inhaltsverzeichnis

### Inhaltsverzeichnis

1 Wie alles begann .....	4
2 In Iquitos.....	7
3 Böse Vorzeichen .....	11
4 Kampf im Dunklen.....	16
5 Schiffbruch am Marañón.....	18
6 Im Urwald gestrandet.....	22
7 Der Sumpf des Grauens.....	24
8 Im Orchideenwald.....	27
9 Der Schrecken der Nacht.....	29
10 Die Blasrohrmänner.....	34
11 Das Ding aus der anderen Welt.....	36
12 Das Tagebuch des Kopiloten.....	39
13 Der Tod des Dschungelführers.....	44
14 Bei den hängenden Gräbern.....	48
15 Les Lennox Ende.....	51
16 Die Treppe zum Himmel.....	54
17 Moana.....	57
18 Die Nacht der Nächte.....	60
19 Der Überfall.....	62
20 Der Sturz in die Tiefe.....	65
21 Im Dorf der Wolkenmenschen.....	69
22 Tim Schwed verschwindet.....	74
23 Im Tal der Blumen.....	77
24 Der seltsame Eremit.....	81
25 Der Tanz beginnt.....	85
26 In der Todesschlucht.....	89
27 In der Fluthölle.....	93
28 Der Turm in den Wolken.....	97
29 Der Atem der Götter.....	101
30 An der Puerta de los Incas.....	106
31 Epilog.....	115

## Prolog

Im Jahre des Herrn 1531 eroberten Truppen *Francisco Pizarros* eine Inkafestung in Nordperu. Dabei fiel ihnen eine bisher unbekannte blaßgelbe Essenz in die Hände, die bemerkenswerte Eigenschaften aufwies. Bestrich man Hieb- oder Stichverletzungen mit dem Mittel, so heilten die Wunden wesentlich schneller. Eine Einnahme in mit Wasser verdünnter Form führte zu ungeahnten Leistungssteigerungen. Die Marschleistung von Soldaten sowie deren Kampfkraft erhöhte sich bei Verabreichung dieser ‚Medizin‘ beträchtlich. Darüber hinaus erwies sich die Droge bei fiebrigen Erkrankungen, Durchfall und anderen Tropenkrankheiten als hilfreich. Nicht unerwähnt bleiben sollte die halluzinogene Wirkung der Essenz. Bei bestimmter Dosierung bewirkte die Substanz Halluzinationen, Wahnvorstellungen, die bis zum Delirium führen können. Auch als Betäubungsmittel bei Operationen hatten die Schamanen der Ureinwohner die Droge verwendet.

All diese Wirkungen führten dazu, dass sich die Spanier für die Herkunft dieses Wundermittels zu interessieren begannen. Sie fanden heraus, dass das Mittel von den Samen einer bestimmten Pflanzensorte gewonnen wurde. Das gelb blühende Gewächs wurde in der Inkamythologie als von den Göttern stammende ‚Blume des Himmels‘ genannt. Die Spanier sprachen von ‚*Flores del Cielo*‘ oder ‚*Flores Milagrosas*‘ (Wunderblumen). Ihre Existenz wurde geheim gehalten, da man sich strategische Vorteile bei Feldzügen versprach.

In den Chroniken des ‚Rates von Sevilla‘ findet man Hinweise, dass der Gefährte und spätere Gegner Pizarros, *Diego Almagro*, Himmelsblumen bei der Eroberung Nord-Chiles mit sich führte. Die unglaublichen Leistungen bei den Gewaltmärschen seiner Truppe bei der Durchquerung der Atacama-Wüste finden dadurch eine plausible Erklärung. Es wird auch vermutet, dass bei den legendären Expeditionen *Gonzalo Pizarros* und der anschließenden Amazonasfahrt Orellanas die Wunder-Essenz eine Rolle als Aufputzmittel spielte. Wenn man die schier übermenschlichen Leistungen der Expedition bei der Überquerung der östlichen Andenkette und den Abstieg ins Amazonastiefland ins Kalkül zieht, so scheint diese Annahme nicht zu weit hergeholt.

Es tauchte damals auch das Gerücht aus, dass es geheime Plätze in den Kordillern gäbe, in denen die Inkas richtiggehende Plantagen von Himmelsblumen

angelegt hätten. Es war von leuchtend-gelb blühenden Blumenfeldern die Rede, die nur unter ganz speziellen Bedingungen und in bestimmter Höhe gedeihen sollten.

Es ist anzunehmen, dass nur wenige der Konquistadoren diese entlegenen Felder zu Gesicht bekamen. Vielmehr setzten sie sich durch Raub und Mord in den Besitz der wundersamen Medizin.

Aufgrund der Seltenheit der Droge und der Geheimniskrämerei war es nicht verwunderlich, dass das Mittel trotz seiner spektakulären Eigenschaften gegen Ende des 16. Jahrhunderts offenbar in Vergessenheit geriet.

Mehr als 300 Jahre später tauchten die Himmelsblumen wieder aus der historischen Versenkung auf. Mitte des vergangenen Jahrhunderts geschah dies unabhängig voneinander an zwei ganz verschiedenen Stellen. Beide male schien der Zufall für die Wiederentdeckung verantwortlich. Oder war es etwas Anderes, Schicksalhafter, welches die ‚Blumen der Götter‘ zurück auf den Präsentierteller der Geschichte brachte?

Im Jahr 1938 entdeckte ein russischer Historiker im Archiv der Akademie der Wissenschaften in Leningrad ein verstaubtes spanisches Manuskript aus dem frühen 17. Jahrhundert. Peter der Große hatte 200 Jahre zuvor eine Reihe west-europäischer Bibliotheken aufgekauft und nach Sankt Petersburg gebracht. Dort schlummerten sie, bis sie durch den Historiker ans Licht geholt wurden. Die Sowjetregierung erkannte die medizinische Bedeutung der Entdeckung und rüstete eine Expedition nach Peru aus. Der Ausbruch des großen Vaterländischen Krieges lenkte aber das allgemeine Interesse in andere Richtung ...

Nur zehn Jahre später fiel einem Mönch im Kloster des Heiligen Franz von Assisi in Lima bei der Restaurierung eines Bucheinbandes ein Manuskript entgegen. Auf mit enger Handschrift beschriebenen Seiten war hier von den ‚*Flores del Cielo*‘ die Rede. Was aber von entscheidender Wichtigkeit für die folgende Geschichte ist – das Manuskript erlaubte die Lokalisierung der Herkunft der Wunderblumen. Sie sollten angeblich von den Hängen des ‚*Tronador*‘ stammen, einem gewaltigen Bergmassiv im nördlichen Peru ...

## 1 Wie alles begann ...

Jetzt, nicht mehr fern vom Ende meiner Tage, denke ich zurück an unsere Expedition nach Nordperu. Bald nach Ende des großen Krieges waren wir nach Südamerika aufgebrochen, um die ‚Blumen des Himmels‘ zu suchen, denen schier wundersame medizinische Eigenschaften nachgesagt wurden.

Damals wies die Landkarte Perus noch manche weiße Flecken auf. Auf unserer Reise haben wir Dinge entdeckt, an deren Existenz wir zuvor nicht im Traum gedacht hätten. Wir trafen auf einen Stamm von ‚Wolkenmenschen‘, Nachfahren eines Volkes, die bereits lange vor den Inkas enorme zivilisatorische Leistungen vollbracht hatten. Ja, wir haben die Himmelsblumen gefunden – aber sie haben uns kein Glück gebracht ...

Ich habe dort die große Liebe gefunden. Die Zeitspanne, die mir mit Moana vergönnt war, dauerte nur kurz, viel zu kurz – aber ich habe damals die tiefste Begegnung meines Lebens erfahren. Nie zuvor und danach habe ich mit einem Menschen so harmoniert, als mit dieser Nachfahrin der Ureinwohner.

Die Expedition stand vom Anfang an unter keinem guten Stern. Unglücksfälle, Naturkatastrophen und unvorhergesehene Ereignisse führten zu ihrem Scheitern. Dennoch möchte ich keinen Tag missen. Neben Moana brachte mir der Aufenthalt unschätzbare Einsichten in eine längst versunkene Kultur. Und trotz der unglaublichen Strapazen, die wir zu erdulden hatten, waren die Erfahrungen, die wir mit der Natur dieser südamerikanischen Region machten, von unersetzlichem Wert. Vom dampfenden Urwald am *Rio Marañón* bis zu den windumtosten Bergriesen der Kordilleren reichte ein weites Spektrum.

Es ist an der Zeit, mich – den Autor dieser Erzählung – kurz vorzustellen. Ich bin *Tom Tromba*. Meine Mutter war Österreicherin, mein Vater Italiener. Ich bin in Niederösterreich, nicht weit von Wien, aufgewachsen. Zur Zeit, in welcher die Ereignisse stattgefunden haben, an deren Schilderung ich im folgenden daran gehe, war ich sechsundzwanzig Jahre alt. Den großen Krieg hatte ich mitgemacht und war desillusioniert zurückgekommen. Danach hatte ich Verschiedenes begonnen, unter anderem ein Studium der Anthropologie und Geschichte. Insbesondere war ich daran interessiert, fremde Länder und Völker kennenzulernen. Trotz meiner Jugend

hatte ich bereits mehrere Kontinente besucht, wobei ich meist als Expeditionsbegleiter reiste.

Die Erinnerung an den Beginn all dieser Ereignisse steht deutlich vor mir. Nach einer abwechslungsreichen Reise nach Südost-Asien, von der ich an anderer Stelle berichte, gönnte ich mir damals einen Urlaub in meiner Heimat. Im Jahr 1948 war Österreich ein armes Land, aber unsere Ansprüche waren auch nicht hoch geschraubt (wie es heute der Fall ist). Die Berge waren und sind eine meiner Leidenschaften, und so brach ich in die geliebten Heimatberge zum Bergsteigen auf. Faul herumzuliegen habe ich noch nie bevorzugt: wo kann man sich besser erholen als beim Gehen in der Natur. Damals ahnte ich noch nicht, dass wir uns nur einige Wochen später unter noch viel höheren Felswänden bewegen würden und dort gefährliche Abenteuer zu bestehen hatten.

Als ich eines Abends von einer Tour ins Tal zurückkehrte, lag ein dicker Luftpostbrief mit fremdländischen Briefmarken auf meinem Tisch. An meine Wiener Anschrift adressiert war er mir an mein Urlaubsquartier nachgeschickt worden. Am Briefkopf stand ein Institut für Archäologie und Geschichte der Universität Lima. Ich war überrascht und gespannt, wer mir wohl aus Peru schreiben würde.

Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich nach hastigem Aufreißen des Briefes die wohlbekannte Schrift eines alten Schulfreundes von mir erkannte. Timoteus Schwed war nach unserer gemeinsamen Schulzeit und seinem Geschichts- und Völkerkundestudium nach Amerika gegangen, wo ich ihn aus den Augen verloren hatte. Dunkel erinnerte ich mich, dass er es als Ethnograph in Übersee zu etwas gebracht hatte.

Da sein Brief für den Fortgang meiner Geschichte wesentlich ist, gebe ich ihn wieder. In seinen präzisen Formulierungen erkennt man im Absender den Wissenschaftler.

*Lima, Mayo 20, 1948*

*Lieber Tom!*

*Ich will mich nicht mit Floskeln aufhalten, da die Angelegenheit eilt. Deshalb gleich zur Sache: Ich brauche dich als Begleiter einer Expedition, die in wenigen*

*Wochen von Iquitos in Peru in das Hochland der Anden führen soll. Unsere Expedition muss möglichst bald beginnen, d.h. ein rascher Entschluß ist nötig.*

*Ich weiß, dass du dir als Reisender durch viele Teile der Welt einen Namen gemacht hast. Ich kenne die Berichte deiner Abenteuerreisen und schätze deine Fähigkeiten von früher. Kurzum, du wärst der ideale Begleiter unseres Trips, auf den ich mich unbedingt verlassen kann. Laß mich dir kurz das Ziel unserer geplanten Expedition schildern. Ich habe mich jahrelang mit der möglichen Existenz einer Pflanze mit ganz außergewöhnlicher Heilkraft beschäftigt. In der Literatur über das Inkareich ist von der nur in großen Höhen gedeihenden Pflanze als von ‚Blumen des Himmels‘ die Rede. Es haben sich jedoch Hinweise verdichtet, dass sie bereits gewissen Präinka-Kulturen bekannt war.*

*Bisher liegt kein zeitgenössischer Bericht über die Pflanze vor. Nun ist aber eine Handschrift aus dem 16. Jahrhundert aufgetaucht, wo die Wirkung der Wunderpflanze nicht nur beschrieben wurde, sondern der Ort angegeben wird, wo sie angeblich wachsen soll. Wegen der ungemeinen medizinischen Bedeutung hat die peruanische Regierung die Universität Lima beauftragt, eine Expedition zusammenzustellen, um diese Himmelsblume zu finden, ihre Samen zu sammeln, um sie kultivieren zu können.*

*Ich bin zum Expeditionsleiter ernannt und möchte unsere Truppe klein halten.*

*Ich ersuche dich dringend (will heißen: bitte dich inständig), meinen Wunsch nicht abzuschlagen. Anbei findest dein Flugticket von Lissabon über die Azoren und Rio de Janeiro nach Manaus. Die ebenfalls beigelegte Geldanweisung dient zur Anreise nach Portugal sowie zur Weiterfahrt mit einem Amazonas-Dampfer nach Iquitos. Die Fahrt zum Rio Solimoes, wie der mittlere Teil des Amazonas heißt, wird interessant – genieße sie.*

*Bitte telegraphiere mir deine Antwort – ich hoffe natürlich auf eine Zusage. Alle Details nach deiner Ankunft in Peru.*

*Mit herzlichen Grüßen,  
dein alter Freund*

*Tim Schwed*

Ich hatte mit steigendem Interesse zu Ende gelesen. Nicht eine Minute zögerte ich, um mich für eine Zusage zu entscheiden.

Was hatte ich zu verlieren? Es winkte mir der Besuch einer neuen Weltgegend, für die ich mich seit früher Kindheit brennend interessierte. Nordost-Peru kannte ich bisher nicht. So packte ich meine Sachen, telegraphierte Tim gleich am nächsten Tag und kehrte nach Wien zurück.

Dort dauerte es aber doch noch lange Tage, bis ich alle nötigen Papiere zusammen hatte. Dann jedoch bestieg ich den Zug nach Paris und Lissabon und landete nach langem Flug in *Rio de Janeiro*.

Diese von der Lage her wohl schönste Stadt der Welt kannte ich zwar bereits, wollte mich aber doch ein paar Tage aufhalten, um die vielen Sehenswürdigkeiten zu besuchen. Doch meine Besichtigungstour wurde kürzer als gewünscht. Tim mahnte mich am Telefon zur Eile, da nicht auszuschließen sei, dass auch andere Expeditionen das gleiche Ziel verfolgen könnten.

So saß ich bald in der Maschine nach *Manaus* und bestaunte mehrere Stunden lang die unermesslichen Wälder, die unter uns vorbeizogen. Vor der Landung in Manaus sah ich noch die –zig Kilometer lang getrennt fließende Wasser des *Rio Solimoes* und des einmündenden *Rio Negro*. Letzterer ist – wie der Name sagt – dunkel, fast schwarz gefärbt, während der Amazonas helleres, graues Wasser aufweist.

## 2 In Iquitos

Auch in Manaus machte ich nicht lange Station. Ich bestieg einen der Dampfer, der den Rio Solimoes – so heißt der Amazonas auf dieser Strecke – flußaufwärts für *Iquitos* bestimmt war. Die Gewaltigkeit des Stromes beeindruckte mich tief. Mehrere tausend Kilometer vor der Mündung in den Atlantik besaß der Amazonasstrom hier noch eine Breite von mehreren Kilometern. Der Fluß war tief genug, um selbst Ozeandampfern die Passage bis Iquitos zu gestatten. Meine Reise nahm etwas mehr als eine Woche in Anspruch und bot mir eine gute Eingewöhnung in das tropische Klima.

Da auf der Südhalbkugel der Winter eben zu Ende ging, herrschte Trockenzeit. Der Wasserstand der südlichen Nebenflüsse war deshalb gering und auch die Marke des Solimoes lag weit unter ihrem Höchststand.

Ich verbrachte die Dämmerstunden stets an Deck. Immer wieder beeindruckend, und aus den Tropen geläufig ist der rasche Auf- und Untergang der Sonne. Nahe am Äquator herrscht bekanntlich jahraus-jahrein Tag- und Nachtgleiche: 12 Stunden Tag und 12 Stunden Nacht. Jeden Tag befand ich mich schon vor Sonnenaufgang am Heck des Schiffes um den Sonnenaufgang zu genießen. Abends beim Untergang der Sonne die gleiche Prozedur, diesmal jedoch am Schiffsbug. Abgesehen von Flußbiegungen führte unsere Route ziemlich genau nach Westen, und das Schauspiel, sich geradewegs in das untergehende rot leuchtende Zentralgestirn zu bewegen faszinierte mich stets wieder aufs Neue.

Infolge der Trockenzeit verdarben uns kaum Moskitos die Laune, und in der Nacht war auch die Hitze einigermaßen erträglich.

Es gäbe noch einiges von der Fahrt zu berichten, beispielsweise von meinen Mitreisenden. Die Brasilianer reisten häufig mit der ganzen Familie, ja ganzen Clans, und offenbarten dabei ihre typisch südländische Mentalität. Diese schlug sich auch in Singen einheimischer Lieder mit Gitarrenbegleitung nieder.

Mir wurde keine Minute langweilig – auch hatte ich Literatur über das erstaunliche Reich der Inka und deren Vorläufer mit mir. Schließlich galt es auch, meine Kenntnisse des Spanischen aufzufrischen. Sie waren durch meine Reisetätigkeit in anderen Ländern eingetrocknet.

Trotz allen Ablenkungen konnte ich es kaum erwarten, dass unser Schiff am Kai in Iquitos anlegte. Vergebens spähte ich bei der Ausschiffung nach Freund Tim aus. Obwohl ich ihn lange nicht gesehen hatte, war ich überzeugt, ihn gleich wieder zu erkennen. Im Gedränge, das sich wie üblich am Ufer bei Schiffsankünften abspielte, konnte ich Tim Schwed jedoch nicht entdecken.

Da kamen zwei Männer auf mich zu, von denen mich der eine ansprach: „Señor Tromba, vermute ich. Mr. Schwed ist leider verhindert – so holen wir sie ab. Mein Name ist Lennox, *Les Lennox*, und das ist Señor Sanchez ...“



Lennox war mittelgroß, hatte ölig-schwarzes glattes zurückgekämmtes Haar und dunklen Teint. Trotz seines südländischen Teints sprach er nahezu einwandfreies Englisch mit einem Akzent der amerikanischen Südstaaten. Später stellte sich heraus, dass er aus Mexiko stammte. Er war mir vom ersten Augenblick an unsympathisch. Auf meinen weiten Reisen hatte ich gelernt, auf diesen ersten Eindruck zu setzen – er hatte mich selten getäuscht.

Die Antipathie mochte auf Gegenseitigkeit beruhen, denn er schien mich argwöhnisch zu mustern. Dennoch fügte er scheinbar freundlich hinzu: „Wir werden beide Mr. Schwed in die Berge begleiten. Ich werde für die Sicherheit der Expedition verantwortlich sein“. Dabei klopfte er vielsagend auf seine Revolvertasche, in der eine großkalibrige Waffe stecken mochte. Der andere Mann stellte sich als Manuel Sanchez vor, und deklarierte sich als Kommissar der peruanischen Regierung. Er würde die Verbindung zur Provinzregierung halten und sollte uns ebenfalls auf der Expedition begleiten.

Wir schüttelten einander die Hände und fuhren, nachdem meine wenigen Gepäckstücke verladen wurden, in einer alten Ford-Limousine in die Stadt. Zu der Zeit, von der ich schreibe, besaßen derartige Autos in solch abgelegener Weltgegend Seltenheitswert. Ich schloß daraus, dass Schweds Unternehmen wohl finanziert sein musste, und irrte mich damit nicht.

Iquitos war damals eine Provinzstadt mittlerer Größe, die schon bessere Zeiten gesehen hatte. Ein halbes Jahrhundert davor hatte die Amazonasregion einen ungemeinen Boom erlebt, der auf der Kautschukgewinnung beruhte. Als die Pflanze, trotz angedrohter Todesstrafe, außer Landes geschmuggelt wurde, war es mit dem Monopol vorbei und die Region erlebte einen wirtschaftlichen Niedergang. Ich empfand Iquitos als lebhaft, von einer Vielzahl gestikulierender Menschen bevölkerte, schmutzige Stadt. Dieser erste Eindruck rührte wohl auch daher, dass sich unser Fahrzeug den Weg durch das Menschengewirr eines Marktes, der sich an den Hafen anschloß, bahnte. Man sah hauptsächlich Indios und Mestizen, aber kaum Weiße. Auffällig der große Anteil an Kindern und Jugendlichen, sowie viele zerlumpte Bettler.

Der Eindruck besserte sich, als unsere Fahrt in einem vornehmeren Stadtviertel endete. Wir bogen durch ein Gittertor über einen Kiesweg zu einer Auffahrt ein, wo wir vor einem palastartigen Gebäude ausstiegen. Zwei Uniformierte präsentierten ihre Gewehre.

„*Ya esta*, wir wohnen im Gouverneurspalast“, erklärte Lennox mit einem Anflug von Stolz. Wir, das heißt die Expeditionsteilnehmer, waren in einem Seitenflügel untergebracht. Die Räume waren groß, luftig und fast feudal eingerichtet – hier ließ es sich aushalten.

Tim Schwed bekam ich erst zum Dinner zu Gesicht. Wir speisten – anders kann man es nicht bezeichnen – um Schlag sechs Uhr in einem luxuriös eingerichteten Saal mit flinker Kellnerbedienung. Und dann erschien, etwas verspätet, Tim Schwed bei Tisch. Er wirkte gehetzt und befand sich in Begleitung eines Herrn. Er begrüßte mich herzlich: „Mein lieber Tom, ich freue mich außerordentlich, dass du unserer Einladung gefolgt bist. Deine Teilnahme an unserem Unternehmen ist wegen deiner großen Erfahrung mit Expeditionen sehr wichtig. Willkommen in Peru ...“

Dann stellte er mir seinen Begleiter als Sekretär des Gouverneurs vor, der für die Vorbereitung der Expedition verantwortlich sei. Dabei und in den darauffolgenden Tagen stellte sich heraus, dass der peruanischen Regierung das Gelingen des geplanten Unternehmens sehr am Herzen zu liegen schien. Der Sekretär unterstrich mehrmals, dass wir jedwede Unterstützung erhalten würden.

Trotz der freundlichen Begrüßung hatte ich mir das Wiedersehen mit Freund Tim etwas anders vorgestellt. Dass er bei all den Vorbereitungen unter Stress stand, war normal. Aber dass er kaum ein persönliches Wort fand und sich nicht nach meinen Verhältnissen und unseren gemeinsamen Bekannten erkundigte, erstaunte mich doch. Ich gewann den Eindruck, dass er mich nur als Mittel zum Zweck betrachtete.

Am nächsten Tag wurde ich voll in die Vorbereitungen unserer Expedition eingebunden. Ich war für die Beschaffung und Einteilung der Ausrüstungsgegenstände verantwortlich. Neben den Vorräten wie Mehl, Zucker, Kaffee etc. hatte ich für Waffen und Munition sowie die ‚Notapotheke‘ und andere Ausrüstungsgegenstände der Expedition zu sorgen.

Aus meiner Erfahrung wusste ich, wie wichtig diese Vorbereitungen waren. Ich nahm sie deshalb ernst und war in den folgenden Tagen fast rund um die Uhr damit beschäftigt. Trotz der angesagten Unterstützung durch den Gouverneur gingen die Vorbereitungen nur schleppend voran. Verschiedene Dinge, wie

Medikamente, waren in Iquitos kaum verfügbar. Tim hätte sie besser in Lima oder Manaus besorgen sollen.

Schließlich war alles erledigt, was möglich war, und Tim drängte zum Aufbruch.

Am Abend vor der Abfahrt versammelten wir uns im Speisesaal. Der Vize-Gouverneur hielt eine kleine Ansprache und wünschte uns Glück.

Unsere Gruppe bestand aus Tim Schwed, der die Expedition leitete, dem Regierungsbeauftragten Señor Sanchez, dem für unsere Sicherheit zuständigen Les Lennox, und meiner Wenigkeit. Ich war für die Logistik des Unternehmens verantwortlich. Aufgrund meiner früheren Expeditionserfahrungen war derartiges nicht neu für mich.

Von der Regierung wurde uns noch ein ortskundiger Halbindianer namens Pedro beige stellt, der uns in die Berge führen sollte. Als er uns an jenem Abend erstmals präsentiert wurde, fand ich ihn in seiner Art beeindruckend. Er sprach wenig, antwortete aber auf unsere Fragen präzise. Pedro schien Land und Leute gut zu kennen. Als ich ihn nach den ‚Wolkenmenschen‘ fragte, in deren Gegend wir vordringen wollten, schüttelte er nur den Kopf und wollte sich dazu nicht äußern. „Veremos“ entgegnete er, was etwa soviel wie „mal schauen“ bedeutet.

### **3 Böse Vorzeichen ...**

Am nächsten Morgen fanden sich alle zur Einschiffung am Pier ein. Der Flußdampfer die <<Rio Marañón>>, war deutlich kleiner als jener, der mich nach Iquitos gebracht hatte.

Ich war schon Stunden vor der Abfahrt am Hafen, um die Verladung unseres Gepäcks zu überwachen. Um 9 Uhr sollten wir ablegen, aber mit den in Lateinamerika üblichen Verzögerungen wurde es schließlich nahezu Mittag, bis es soweit war.

Neben Tim, Sanchez, Lennox, Pedro und mir waren noch drei Mestizen eingetroffen, die Schwed als Träger und Koch angeheuert hatte.

Als es endlich losging herrschte an Bord sowie am Ufer ein unbeschreibliches Durcheinander. Ein lautes Stimmengewirr, Abschiedsszenen, im letzten Moment an Bord kommende Familien, Gepäckstücke, gackernde Hühner in Käfigen – ein Lokalkolorit sondergleichen. Zum Glück war für uns das Schiffsheck abgesperrt, sodass wir vom Gewühl einigermaßen verschont blieben.

Ich teilte mit Tim eine Kabine. Dort war es aber bis auf die Morgenstunden so stickig, dass wir meist im Freien auf Hängematten schliefen. Essen gab es im Speisesaal, in dem für uns zwei Tische reserviert waren.

Am Abend des ersten Reisetages versammelte uns Tim in unserer Kabine. Hier sprach er über das Expeditionsziel. Zunächst redete er um den heißen Brei herum und sprach von ethnographischen und anthropologischen Untersuchungen, die er und Sanchez an den sagenhaften Wolkenmenschen durchführen wollten. Diese lebten angeblich im *Altiplano*<sup>1</sup> am Fuß eines über 4000 Meter hohen Gebirgsmassivs der Kette der Ost-Kordilleren.

Dann kam Tim auf die ‚*Blumen des Himmels*‘ zu sprechen. Ein nordamerikanischer pharmazeutischer Konzern hatte großes Interesse an der Pflanze, die zur Herstellung verschiedener Medikamente dienen sollte. Aber auch die peruanische Regierung beanspruchte die Blumen für sich. Jedenfalls würde es zu einem großen Gerangel kommen, hatte man das Kraut erst gefunden. Darüber bräuchte er sich auf dieser Stufe unseres Unternehmens nicht zu scheren – und wir überhaupt nicht. Unsere Aufgabe bestand darin, die Wolkenmenschen aufzuspüren, die Pflanzen zu suchen und deren Samen zurückzubringen. Da wir auf weiße Flecken auf der Landkarte vordringen sollten, war dies schwierig genug.

Señor Sanchez zeigte uns eine Militärkarte, auf der die ungefähre Lage des *Monte Tornador*<sup>2</sup> eingezeichnet war, an dessen Fuß die Wolkenmenschen leben sollten. Angeblich gab es Gründe zur Annahme, dass diese Abkömmlinge der Ureinwohner waren, welche die Himmelsblumen kultiviert hatten ...

Vor dem Schlafengehen zeigte mir Tim dann das Manuskript, dessen Entdeckung in einem Kloster in Lima sein Unternehmen in Gang gesetzt hatte.

---

<sup>1</sup>

Hochebene

<sup>2</sup> Donnerberg

Ehrwürdig betrachtete ich die jahrhunderte alten vergilbten Blätter, die in erstaunlich gutem Zustand zu sein schienen. Am interessantesten war eine Karte mit dem Zugang zum Donnerberg und der Lage der angeblichen Plantage der ‚*Flores del Cielo*‘. Ob sie nach vierhundert Jahren dort wohl noch gedeihen mochten?

Von den darauffolgenden Tagen ist mir wenig Berichtenswertes in Erinnerung geblieben. Dies mag einerseits daran liegen, dass sich nichts Wesentliches ereignete. Zum anderen war unsere Schiffsfahrt stromaufwärts von den darauf folgenden Abenteuern überschattet. Wir fuhren zunächst den Solimoes aufwärts bis zur Gabelung der beiden Hauptquellflüsse des Amazonas, dem *Marañón* und dem *Ucayali*. Unser Schiff nahm Kurs auf den Rio Marañón, wo wir nach etlichen Tagen in einen Nebenfluß abbogen. All diese Flüsse waren enorm breit und führten in der Regenzeit wohl gewaltige Wassermassen mit sich. Jetzt, am Ende der Trockenzeit, traten allerdings zunehmend Sandbänke zu Tage, auf denen Unmengen von Krokodilen verschiedener Größe herumlagen. Unser Schiff war am Rio Marañón, abgesehen von Landungen an einigen Anlegestellen, ständig rund um die Uhr unterwegs gewesen. Hier am Nebenfluß schien dies aber zu riskant zu sein und wir legten jede Nacht am Ufer an.

Als wir schon etwa 10 Tage seit Iquitos unterwegs waren, kam es zu einem seltsamen Ereignis. Ich stand wieder einmal an der Reling des Schiffes und beobachtete die Schiffsmanöver beim Ausweichen der Sandbänke. Plötzlich hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden. Ich wandte mich um – da stand eine uralte Indianerin hinter mir. Sie war klein und in einen zerlumpten Poncho gehüllt. Aus ihrem von tausenden Runzeln zerfurchten Gesicht sahen mich zwei brennende Augen an ...

Ich wollte mich abwenden, konnte mich jedoch von ihrem hypnotischen Blick nicht lösen.

„Señor“, stieß die Indianerin in gebrochenem Spanisch heraus, „ein paar Pesos nur – und ich sage ihnen, ob ihre Reise erfolgreich sein wird ...“ Ihre Worte lösten meinen Bann – eine Bettlerin, die Geld wollte. Ich gab ihr zwei Münzen, die sie unbeachtet wegsteckte.

„Laß mich in deine Augen sehen“, entgegnete sie, und ich beugte mich zu ihr hinunter. Als sie ihre schmutzigen Hände an meinen Kopf legte, durchzuckte es mich wie ein elektrischer Schlag. Und als sie ihren unergründlichen Blick in mich

versenkte, war ich wie paralysiert. Ich verlor jegliches Zeitgefühl. Eine nie gekannte Ruhe breitete sich in mir aus. Das Stimmengewirr um uns verebbte, und ich vergaß den Zweck der Reise, meine Gefährten, alles ...

Als sie die Hände von meinem Kopf wegnahm, kehrte ich langsam zurück. War das Scharlatanerie, Hexerei? Als ich sie ansprechen wollte, brachte ich wenig mehr als ein Stammeln zustande. Sie gebot mir Einhalt: „Schweig, still, Gringo, und höre was ich dir zu sagen habe: Auf dieser Reise wirst du Großes, aber auch Gefährliches erleben ... Zwei Tore bestimmen dein Schicksal. Das erste öffnet dir den Himmel. Doch bei der zweiten Pforte wirst du daraus vertrieben werden. Nutze die kurze Zeit, die dir dazwischen bleibt ...“

Damals verstand ich den Sinn der Worte nicht. Aber da vom Himmel die Rede war, sollte ich die Seherin nicht nach den Himmelsblumen fragen? „Werde ich denn die ‚Flores del Cielo‘ dort, zwischen den beiden Toren finden“, stieß ich hervor.

„Eine Frage hast du frei, nicht mehr, Fremder. Ja, du wirst sie finden, aber sie werden dir kein Glück, ja Verderben bringen. Besser für euch alle, ihr würdet sie nicht finden. Jetzt gehst du voll Hoffnung gegen Sonnenuntergang. Doch du gehörst zurück nach dem Osten, junger Mann, nach Osten ...“

„Du glaubst dieses Geschwätz hoffentlich nicht“, störte Tim die seltsame Atmosphäre. Lachend war er zu uns getreten. Die Indianerin richtete sich mit blitzenden Augen auf und schien gewachsen. Zornig entgegnete sie „Dir wird das Lachen vergehen unter dem Atem des Himmels. Dieser junge Mann – dabei wies sie auf mich – wird zwar alles verlieren, aber er wird zurückkehren, zurück nach Osten. Du jedoch nicht! Der Atem des Himmels wird stärker sein als du ...“

Tim erbleichte. Er wandte sich ab und zog mich mit sich fort. Langsam kam ich wieder zu mir. Stets hatten mich esoterische Phänomene gefangen gehalten. Und bei dieser Begegnung hatte ich nicht das Gefühl einer Scharlatanin aufgesessen zu sein. Unvermittelt kam mir die Idee, die Seherin noch weiter zu fragen.

Doch sie war wie vom Erdboden verschluckt. Außerhalb des für uns reservierten Schiffsteiles herrschte ein ziemliches Gedränge. Trotz intensiven Suchens konnte ich nun die Indianerin nirgends mehr am Schiff wiederfinden ...

Was mochte sie mit den Toren gemeint haben? Jedenfalls war ihre Prophezeiung über den Ausgang unseres Unternehmens alles andere als erfolgversprechend. Mit der Zeit verblasste die Erinnerung an die Wahrsagerin, schließlich dachte ich nicht mehr daran. Im Gegensatz zu mir, maßen die Gefährten den Worten der Indianerin keinerlei Bedeutung bei. Nur Pedro, der unweit stehend, die ganze Sache mitbekommen hatte, schien, ebenso wie ich, beeindruckt. Erst später erkannte ich, in welcher schicksalhaften Weise sich die Vorhersage der Alten erfüllen sollte. –

\*

Unsere Reise schien von Anfang an unter keinem guten Stern zu stehen. Als wir nach einigen Stunden Fahrt kurz vor Sonnenuntergang auf die Schiffsbrücke gingen, zeigte sich der Kapitän einigermaßen besorgt.

„Schlechtes Wetter, *compañeros*“, meinte er und deutete mit seiner Pfeife gegen den Südhimmel. Ich konnte nichts am wolkenlosen Himmel erkennen. „Die Regenzeit beginnt heuer früher als uns lieb sein kann. Wir sollten machen, dass wir weiterkommen. Ein plötzliches Hochwasser würde den Fluß unpassierbar machen ...“

Während Flußdampfer bei normalem Wasserstand in der Nacht – allerdings mit verminderter Geschwindigkeit – weiterfahren, ankern sie üblicherweise bei niedrigem und zu hohem Pegel während der Nachtstunden. Aus Furcht vor einer Flutwelle erhöhte nun der Schiffsführer die Geschwindigkeit der <<Rio Marañón>> und kündigte an, auch die Nacht durchzufahren. Der nächste schützende Hafen lag noch etwa vierundzwanzig Stunden flußaufwärts.

Bei Sonnenuntergang stand ich mit Pedro, zu dem ich Sympathie empfand, am Schiffsheck. Blutrot versank der Feuerball im Gewässer des Flusses. „Kein gutes Zeichen, Señor Tom“, meinte Pedro. Seit der Weissagung der Indianerin behandelte er mich bevorzugt. „Der Capitano tut gut daran sich zu beeilen. Falls die Flut von den Bergen kommt, stecken wir hier fest – wer weiß wie lange. Ihr habt euch keine gute Zeit ausgesucht für Euer Unternehmen ...“ Das war die längste zusammenhängende Rede, die ich von Pedro bisher je vernommen hatte. Sie unterstrich die Bedeutung, die er der Sache beimaß.

In der Nacht schlief ich wie ein Stein. Am Morgen war der Himmel von einem Wolkenschleier überzogen und die Sonne schien milchig. Das Vibrieren der Kabineneinrichtung zeigte an, dass die Marañon weiter mit voller Geschwindigkeit lief. Im Kesselraum, den wir am Vormittag besuchten, arbeiteten die Heizer in verstärkter Schicht. Sie leisteten Schwerarbeit. Ich erfuhr, dass Tim dem Capitano eine Geldprämie in Aussicht gestellt hatte, wenn wir den nächsten geschützten Hafen am Fluß rechtzeitig erreichen würden. Dort konnten wir eine eventuelle Flut abwarten. Wenn alles klappte und die Maschine zwischendurch hielt, konnte dies morgen früh der Fall sein.

## 4 Kampf im Dunklen

In den nächsten Stunden wurde es bleiern schwül. Die Kleider klebten uns am Körper. Dankbar nahmen wir die Einladung des Kapitäns an, nach dem Abendessen eine kleine „Fiesta“ zu arrangieren.

Zum Dinner wurde die ortsübliche und allgegenwärtige Mischung von Bohnen und Reis durch schmackhaft gebratene Fische ersetzt. Das Maisbier, das mir weniger mundete, floß in Strömen, und sogar Rotwein wurde serviert. Eine Dreimann-Kapelle spielte flotte südamerikanische Musik.

Neben den beiden ‚Gringos‘ von der Expedition – Lennox wirkte mit seiner öligen Frisur und seinem mexikanischen Teint eher einheimisch – und Señor Sanchez saßen einige Angehörige der peruanischen Oberschicht mit am Tisch. Auch einige Señoritas waren mit von der Partie, und bald wurde auch getanzt. Der Capitano saß mit uns am Tisch und sprach reichlich den Getränken zu. Das Schiff fuhr nach wie vor mit voller Kraft. Ein starker Scheinwerfer warf seinen Lichtkegel weit voraus, sodass der Steuermann den Kurs bestimmen konnte. Ich fühlte ein leises Unbehagen, weil der Kapitän mit uns feierte anstatt seinen Platz an der Brücke zu halten.

Les Lennox saß mit einer jungen, hübschen Dame am anderen Ende des Tisches. Da ich ihm gegenüber eine Abneigung empfand – einen realen Grund dafür konnte ich nicht nennen – hatte ich seine Nähe gemieden. Es war fast Mitternacht und ich verließ die Gesellschaft, um mich an Deck zu begeben. Draußen war es jetzt angenehmer, fast etwas kühler ...



„Haben Sie Feuer, Señor“, fragte eine tiefe Frauenstimme neben mir. Es war die Señorita, die zuvor mit Les Lennox getanzt hatte.

„Por favor, Señorita“; antwortete ich und befeuerte sie. Jetzt, als ich sie aus der Nähe in der diffusen Deckbeleuchtung sah, erkannte ich, wie hübsch und rassig sie war. Wir unterhielten uns einige Zeit, und sie gefiel mir recht gut. Was mich ein wenig störte, war, dass sie mir ziemlich unverblümt Avancen machte. Wenn mir eine Frau gefällt, dann will ich sie erobern, und Frauen, die den Lauf der Dinge in die Hand nehmen, waren mir nie sonderlich sympathisch. Im übrigen bestätigen Ausnahmen die Regel. Ich gehöre eben einer Generation an, in welcher feministische Verhaltensweisen kaum Anklang gefunden hatten.

Während ich mir mit Rita – so hieß die Dame – die Zeit vertrieb, gelangte ich allmählich in eine Situation, in der ich mich fragte, ob ich vielleicht nicht doch ihre Einladung zu einer Vertiefung unserer Bekanntschaft annehmen sollte.

Aufkommende Windstöße unterbrachen unsere Romanze. Einzelne Regenschauer durchnäßten unsere Kleidung, obwohl wir durch die Deckaufbauten geschützt waren. „Ich gehe mich jetzt umziehen – helfen Sie mir dabei?“ hauchte die Lady mit einem bedeutungsvollen Augenaufschlag.

Das war eindeutig unecht und zudem noch schlecht gespielt. Weshalb tat Rita das? Ich erinnerte mich, wie sie zuvor mit Lennox zusammengesessen war und an ihre intensive Unterhaltung mit ihm. Und plötzlich fiel es mir wie Schuppen vor die Augen. Lennox kochte mit Hilfe von Rita sein Süppchen. Sie sollte mich ablenken. Aber wovon? Les hatte sich bereits mehrmals nach dem Manuskript erkundigt, in dem die Wegbeschreibung zu den Blumen am Monte Tronador verzeichnet war. Nachdem mir Tim vor einigen Tagen die Karte gezeigt hatte, hatte er sie im Futter seines Koffers verborgen. Wollte vielleicht Lennox das Manuskript stehlen, und sollte mich Rita davon abhalten in die Kabine zu gehen?

Während mir diese Gedanken in Sekundenschnelle durch den Kopf schossen, schob ich Rita entschieden bei Seite. Ohne auf ihr enttäushtes Gesicht Rücksicht zu nehmen, eilte ich auf das Unterdeck, auf dem sich unsere Kabine befand.

Der Kabinengang war fast unbeleuchtet. Ich tastete mich zur Tür unserer Kabine – sie war nur angelehnt, obwohl ich sie beim Verlassen verschlossen hatte.

Ich huschte in den nahezu stockdunklen Raum und hielt inne. Nur das ferne Rattern der Maschine war zu hören. Zwar sah ich rein gar nichts, aber ich fühlte, dass jemand im Finstern lauerte. Tim konnte es nicht sein, der feierte in ausgelassener Laune, außerdem würde er Licht gemacht haben.

Dies brachte mich auf eine Idee. Ich tastete nach dem Lichtschalter, Klick – kein Licht. Mein Gegner hatte die Glühlampe herausgedreht. Zugleich fühlte ich mehr als ich sah, dass sich etwas der Tür näherte. Um ein Entwischen zu verhindern, sprang ich mit einem Riesensatz zur Tür – ins Leere. Mein Gegner musste einen sechsten Sinn besitzen. Er hatte sich offenbar zur Seite geworfen, und so landete ich hart auf dem Boden. Dann fühlte ich Hände an meinem Hals, die ihn wie einen Schraubstock zusammenpreßten. Mir drohten die Sinne zu schwinden. Mit letzter Kraft rammte ich meine Fäuste dorthin, wo ich meinen Kontrahenten vermutete. Ein schmerzhafter Aufschrei zeigte, dass ich getroffen hatte. Sein Griff lockerte sich und ich konnte wieder atmen.

Spontan beschloß ich, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ich fand den Hals meines Gegners und krallte meine Hände um diesen.

Ein schreckliches Würgen begann, Obwohl ich nicht mehr klar denken konnte, fiel mir Karl May ein, bei dem Old Surehand gegen seinen Bruder Apanatschka einen Würgekampf zu bestehen hatte. Dieser hier aber war nicht mein Bruder! Lange hielt ich das nicht mehr aus. Glühende Sonnen zerbarsten in meinem Hirn. Seine Hände drückten meinen Hals zu – Luft, nur Luft. Aber auch mein Griff war nicht von schlechten Eltern, wie ich aus seinem stöhnenden Gurgeln hörte. Irgendwie wurde mir klar, dass bei diesem Kampf für mich bestenfalls ein Remis heraus schauen konnte ...

Da ging plötzlich ein fürchterlicher Ruck durch das Schiff ... Der Griff meines Gegners lockerte sich ...

## **5 Schiffbruch am Marañón**

Im Kampfgetümmel hatte ich das Sturmgeheul und zunehmende Schlingern und Stampfen des <<Rio Marañón>> nur nebenbei wahrgenommen. Jetzt, als ich erschöpft und mit brennendem Hals, am Kabinenboden lag, kam mir der Lärm am

Schiff zum Bewußtsein. Kommandos wurden geschrien und das Trampeln vieler Füße war zu hören.

„Das Schiff ist aufgelaufen, wir sitzen fest und der Scheinwerfer ist zertrümmert ... Wo sind nur Tom und Les?“ Diese Worte hörte ich vom Gang her hastig von Tim Schwed hervorgestoßen.

Die Kabinentür wurde aufgerissen, und Tim erschien mit Pedro, beide mit Stablampen versehen. Die Beleuchtung war durch das Auflaufen ausgefallen – offenbar war die Maschine ausgefallen. Das alles schoß mir durch den Sinn, während sich hinter mir mein Gegner von vorher aufrappelte. Es war in der Tat Les Lennox.

„Er hat das Manuskript“, stieß ich gurgelnd hervor. Mein Hals schmerzte satanisch. Doch auch Lennox ging es nicht besser. Er erhob sich taumelnd, presste einige unverständliche Laute heraus und zog eine Pistole aus dem Halfter: „Hands up – die Karte gehört mir“, interpretierte ich seine Gurgellaute.

Das Manuskript lag auf dem Boden. Offenbar hatte er es vor meinem Erscheinen in der Kabine bereits aus Tims Koffer entfernt. Les wollte es aufheben und sich damit aus dem Staub machen.

Tim, der mit dem Verlust des Manuskriptes mit der Karte sein Lebenswerk gefährdet sah, stürzte auf Les. Ich sah noch wie in Zeitlupe, dass Les den Finger am Abzug krümmte und wie sich der Schuß löste. Doch er traf Tim nicht mehr.

Denn in diesem Augenblick erschüttete ein zweiter Ruck das Schiff und der Boden barst unter uns. Dagegen war die erste Erschütterung zuvor nur ein vergleichsweise leichter Ruck gewesen. Lennox, dessen Kugel ihr Ziel verfehlt hatte wurde zur Tür hinausgeschleudert, während Tim, Pedro und ich mit Brachialgewalt in einer Kabinenecke landeten.

Doch es sollte noch schlimmer kommen. Beim berstenden Krachen hatte sich im Kabinenboden ein Spalt geöffnet, der sich rasch verbreitete. Jetzt brachen auch die Wände und die Decke der Kabine.

„Das Schiff bricht auseinander!“ schrie Tim und war vor Schreck zunächst wie gelähmt. Doch dann raffte er das Manuskript vom Boden auf.

Mein Verstand begann wieder planmäßig zu arbeiten. Der Schock des Berstens hatte sich offensichtlich heilsam ausgewirkt. „Das Schiff ist aufgelaufen und geborsten. Wenn Wasser in den Heizraum eindringt, fliegen der Kessel und damit das Schiff in die Luft. Wir müssen schnellstens vom Kahn“, schrie ich durch das Getöse.

Und nun zeigte sich, wie wertvoll unser Indioführer war. „Aber wir sollten nicht von Bord gehen, ohne ein paar Dinge mitzunehmen, ohne die wir in der Wildnis nicht überleben können. Unsere Waffen, Munition, Machetas, Notproviant, ...“ fügte er hinzu.

Jetzt ging ein weiterer, schwächerer Ruck durch das auseinander gebrochene Schiff. Das Heckteil hatte sich vom Rest der <<Rio Marañón>> getrennt. Während der vordere und mittlere Teil des Schiffsrumpfes festsaßen, war der Hinterteil, auf dem wir uns befanden, weggebrochen und kreiste nun um seine Achse. „Wir treiben den Fluß zurück, den wir zuvor hoch gekommen sind“, wusste Tim.

Und wie auf ein Zeichen sahen wir zu unserem Entsetzen eine Stichflamme aus dem feststehenden Schiffsteil schießen, gefolgt von mehreren lauten Explosionen. „Madre de Dios – Gott sei den armen Seelen gnädig!“ stieß Pedro bewegt hervor. Wer dort noch nicht vom Schiff gegangen war, war unweigerlich vernichtet.

Wir hatten jedoch wenig Zeit, um über das Schicksal unserer unglückseligen Mitreisenden nachzusinnen. Das Schiffsheck bekam zunehmend Schlagseite und bewegte sich in der Strömung äußerst instabil: Infolge der herrschenden Dunkelheit konnten wir nicht feststellen, wohin uns die Strömung trieb.

Langsam kam uns unsere Lage zu Bewusstsein. Wenn uns die Strömung nicht bald an Land spülte, würden wir ertrinken oder die Krokodile würden uns vorher fressen.

„Aber unsere Situation ist immer besser als jene des Kapitäns oder von Señorita Rita, die jetzt mit den Fischen fangen spielen ...“ philosophierte Tim sarkastisch. Unrecht hatte er damit nicht ...

Der Sturm hatte sich mittlerweile gelegt, auch der Regen ließ nach und hörte bald ganz auf. Sterne erschienen am Himmel – es war heller geworden. Und als der

Mond aufging, konnte man die Ufer sehen. Unglücklicherweise hielten wir in der Mitte, beide Uferseiten waren mehr oder minder gleich weit entfernt.

Mir begann die entspannte Situation sogar ein wenig Spaß zu machen. Das änderte sich aber rasch, als wir merkten, dass unser Hecktorso zwar sehr langsam, aber dafür stetig sank.

Der Fluß machte jetzt einige scharfe Biegungen. Das bot eine gewisse Chance, durch die Strömung in Ufernähe zu kommen. Und schließlich ließ uns die Strömung auf eine Sandbank am linken Flußufer auflaufen. Erleichtert sprangen wir an Land und versuchten den Schiffstorso weiter an Land zu ziehen, was aber nicht gelang. Das Heckteil war einfach zu groß, um ihn mit Menschenkraft zu bewegen. So brachten wir einen Großteil unserer Habseligkeiten ans Ufer.

Außer uns hatten sich noch einige andere Passagiere auf die Sandbank retten können. Und siehe, darunter befand sich auch Rita, die mir aber tunlichst aus dem Weg ging.

Zwei Mestizen unseres Teams, der Koch und ein Träger, befanden sich nicht unter den Geretteten. Sie waren im vorderen Schiffsteil untergebracht gewesen. Den dritten, Ron, der sich mit Pedro am Schiffsheck verabredet hatte, hatte das Schicksal verschont.

Les war mit uns an Land gegangen und hielt sich etwas abseits von uns. Wie sollten wir uns nach seinem Raubversuch und der anschließenden Attacke verhalten? Ich hätte Lennox aus der Expedition hinausgeworfen. Tim beschränkte sich jedoch auf eine geharnischte Strafpredigt. Angesichts des Verlustes der beiden Mestizen wäre jede weitere Verkleinerung der Expedition wohl auch kritisch zu werten gewesen. Wir waren aufeinander angewiesen, und so blieb Les Lennox Mitglied der Schwed-Expedition. Dass dabei keine Kameradschaft aufkam, war von vornherein klar. Es handelte sich um eine reine Zweckgemeinschaft. Mir war allerdings klar, dass Lennox bei anderer Gelegenheit wieder nur zu seinem Vorteil handeln würde. Zudem hatte ich einen Feind gewonnen. Mir war nicht bange vor ihm – aber ich beschloß diesbezüglich die Augen offen zu halten.

Erst jetzt dachten wir an das Manuskript mit der Karte. Als wir in unsere Kabine kletterten, lag es dort noch am Boden, und Tim nahm das Schriftstück wieder

an sich. Dann erst, als schon der Morgen graute, fielen wir in einen bleiernen Erschöpfungsschlaf.

## 6 Im Urwald gestrandet

Ich erwachte um die Mittagszeit. Mein Hals schmerzte wie Feuer. Diese krampfartigen Erinnerungen an Les Lennox lösten sich erst Tage später, als mir Pedro einen aus einer bestimmten Baumrinde gekochten Tee verabreichte.

„Jetzt ist auch das Heck weg“, begrüßte mich Tim. Ein Blick ans Ufer überzeugte mich, dass er die Wahrheit gesagt hatte. Das Wasser war gestiegen und hatte den Rest der <<Rio Marañón>> weggeschwemmt. „Wie gut nur, dass wir gestern unsere Sachen an Land gebracht haben“, fügte Tim hinzu.

„Jetzt müssen wir zunächst zweierlei tun, nämlich unsere Sachen ans höher gelegene Ufer bringen bevor sie eine Flut wegschwemmt. Und dann brauchen wir frisches Trinkwasser. Ich habe keine Lust, mir durch den ‚Genuß‘ des Flußwassers irgendwelche Tropenkrankheiten zu holen“, präsentierte sich Tim wieder ganz als Expeditionsleiter.

Auf meinen Reisen – und auch sonst im Leben – habe ich festgestellt, dass Glücks- und Unglücksphasen oft gehäuft auftreten. Unser ‚Unglücks-Soll‘ schien sich nun erschöpft zu haben. Nach dem Wegschaffen unseres Gepäcks an eine etwas höhere Uferstelle entdeckte Pedro nach nur kurzem Suchens einen Bach mit klarem Wasser, das von einem Hügel heruntersprudelte. Fürs erste ging es uns mittlerweile nicht so schlecht ...

Auf der Sandbank kamen wir nun dazu, unsere Lage einzuschätzen. Jener Teil der Expeditionsausrüstung, vor allem Vorräte, Tauschartikel für Indios, Utensilien zur Konservierung der begehrten Himmelsblumen die wir im Laderaum verstaut hatten, waren verloren. Unsere Waffen, Munition, Medikamente und andere unerläßliche Gegenstände, die sich in unseren Kabinen befanden, hatten wir gerettet. Da Gefahr bestand, dass der Fluß answoll, hatten wir sie vom gestrandeten Heckteil auf eine deutlich höher gelegene Uferstelle gebracht.

Wir benötigten nur eine kurze Beratung, um zur Einsicht zu gelangen, dass uns im wesentlichen nur zwei Wahlmöglichkeiten offenstanden. Wir konnten am Flußufer warten, bis uns ein anderes Schiff aufnahm. Dies konnte Tage dauern. Dann mussten wir zurück nach Iquitos und die ganze Prozedur begann wieder von vorne. Oder aber wir schlugen uns von der Stelle aus, wo wir gestrandet waren, direkt zu den Bergen durch. „Zehn bis fünfzehn Tagesmärsche, je nach Beschaffenheit des Dschungels und den Wetterbedingungen“, meinte Pedro, und Señor Sanchez stimmte ihm zu. Tim hatte sich bereits entschieden: „Bei Rückkehr nach Iquitos verlieren wir diese Tage und wir kommen in die Regenzeit. Da besteht die Gefahr, dass die Wege nur schwer passierbar werden – im schlimmsten Fall kommen wir dann gar nicht durch. Und was ebenso schwer wiegt: Wir sind nicht die einzigen, die sich für das Wunderkraut interessieren. Ich fürchte, es sind vielleicht schon andere unterwegs, die uns das Ersehnte wegschnappen, wenn wir zu spät kommen ...“

Letzteres gab den Ausschlag. Schon am Nachmittag packten wir unsere Sachen. Unsere gestrandeten Schicksalsgefährten blieben zurück und wollten auf Rettung warten. Wir ließen ihnen ein Gewehr zurück, damit sie sich der Krokodile erwehren konnten, von denen es hier genügend gab. Der Abschied von Rita fiel mir nicht schwer. So begehrenswert ich sie noch vorgestern Abend gefunden hatte – jetzt ohne Schminke und in der Dschungelhitze wirkte sie aufgelöst und tat mir nur noch leid.

Wir folgten zunächst einem schmalen Flußlauf. Unsere Macheten leisteten uns dabei wertvolle Dienste. Obwohl Pedro dicht verwachsene Stellen geschickt umging, badete uns das Bahnen des Weges durch das Unterholz in Schweiß. Mindestens alle Viertelstunden wechselten wir uns an der Spitze der Truppe ab. In der Mittagsglut regte sich kein Zweig, und die Luft war erfüllt vom Geschwirr blutdürstiger Insekten. Verrottete Baumleichen zwangen uns immer wieder zu Umwegen.

Das Blätterdach über uns schirmte zwar die Sonnenstrahlen ab, dennoch herrschte hier unten eine dumpfe Schwüle. In der Dämmerigkeit erschwerten uns die Schlingpflanzen und Wurzelwerk das Weiterkommen. Der Dschungel war erfüllt von gellendem Lärm. An die kreischenden Papageien, die schnatternden Affenherden, und gelegentliches wildes Fauchen und Knurren mussten wir uns erst gewöhnen. Trotz all dieser Widrigkeiten beeindruckte mich dieses wuchernde Wachsen neben Verdrängen und Vergehen stets aufs Neue.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang schlugen wir erschöpft unser Lager auf. Die Moskitoplage war arg. Das Anbrennen unserer Pfeifen half nur bedingt. Auf einer kleinen Lichtung wurde ein qualmendes Feuer entfacht. Pedro hatte einen Tapir geschossen, dessen strenger Geschmack meinen Appetit aber nicht sonderlich anregte. Ein tiefer Schluck aus der Whiskyflasche – selbstredend aus medizinischen Gründen – wirkte sich da schon eher stimmungsverbessernd aus.

Der Mond war aufgegangen und warf seinen silbrigen Schein durch die Baumkronen. Das Konzert der Dschungelstimmen klang in der Nacht anders als der betäubende Lärm tagsüber. Trotz dieser Geräuschkulisse, die sich mit Worten nur schwer beschreiben läßt, sanken wir bald in einen tiefen Erschöpfungsschlaf.

## **7 Der Sumpf des Grauens**

Am nächsten Vormittag änderte sich das Gelände. Saftiggrünes Gras wechselte sich mit schillernden Wasserlacken ab. Mit den Stiefeln sanken wir zunehmend in den schwankenden Boden ein. Beim Gehen entstand ein schmatzendes Geräusch.

„In der Regenzeit ist diese Gegend zu Fuß unpassierbar, und man kommt nur mit dem Boot durch. Jetzt, am Ende der Trockenzeit, können wir versuchen, durch dieses Feuchtgebiet zu kommen“, erklärte Pedro. „Wenn wir es nicht schaffen, müssen wir den Sumpf großräumig umgehen ...“

Wie unser Führer damals den Weg durch das Moor gefunden hat, habe ich nicht verstanden. Sicherlich, er orientierte sich an Tierspuren, Wildwechsel und der Bodenbeschaffenheit. Aber wie er uns mit fast traumwandlerischer Sicherheit durch den Sumpf führte, das war für mich letztendlich nicht nachvollziehbar.

Auf beiden Seiten zeigten schwarz-violett schillernde Pfützen unsicheren Grund an. Die Vegetation hatte sich geändert. Hohe Wurzeln, die an Mangroven der Küstengewässer erinnerten, ragten empor. Dichte Grasbüschel mit seltsam leuchtenden Blumen säumten unseren Weg. Die Luft war wie Blei – am schlimmsten war jedoch der ekelige Dunst, der unser Atmen beeinträchtigte: Der Morast verbreitete einen fauligen Geruch. Zudem sanken wir oft bis über die Knie in die stinkende Brühe ein. Nur mit großer Mühe kamen wir weiter.



Mehrfach hatte der vorausgehende Pedro Schlangen mittlerer Größe mit seinem Buschmesser den Kopf abgeschlagen. Jetzt hielt er eine etwas einen Meter lange schwarzrot gefärbte Schlange mit der Machete hoch: „Eine Korallenotter. Ihr Biß läßt dir keine Chance ...“

Da – ein entsetzlicher Schrei von hinten. Der Mestize Ron, der am Ende unseres Trupps ging, hatte ihn ausgestoßen. Eine riesige Schlange hatte begonnen, sich um seinen Körper zu winden. Offenbar hatte sie im Sumpf verborgen auf Beute gelauert und war durch unser Vorbeigehen aufgeschreckt worden. Ihr grün-braun gezeichneter Leib bot eine nahezu vollkommene Tarnung.

Das Folgende geschah weitaus schneller als es sich beschreiben läßt. Die Riesenschlange hatte Ron in Windeseile umschlungen und zerrte ihn zu Boden. Es bestand Gefahr, dass die Schlange mit ihrer Beute ins Wasser schnellen konnte. Les und Tim, die näher zu Ron standen, waren vor Schreck wie erstarrt. Ich machte kehrt und stieß beide unsanft zur Seite. Aus dem Augenwinkel sah ich Les ins Moor fallen. Schon war ich bei Ron angelangt, der nur noch gurgelnde Laute von sich gab. Die grünen Augen der Riesenschlange schienen mich tückisch anzublitzen. Ich hob mein Buschmesser und hieb auf den Leib der Schlange ein. Dabei merkte ich harten Widerstand – die Haut der Schlange war zäh wie Leder.

„Den Kopf – triff den Kopf“, schrie Pedro hinter mir. Als ich dies versuchte, wick die Schlange geschickt meinen Schlägen aus. Ich musste auch achten, den Mestizen nicht zu verletzen.

Obwohl ich das Schlangehaupt mehrmals verfehlte, lockerte sie die Umschlingung Rons. Sie hatte in mir einen neuen Gegner erkannt. Trotz ihrer stattlichen Länge von mehr als sechs, sieben Metern bewegte sich die Bestie mit ungeahnter Schnelligkeit. Schon begann sie meinen Unterleib zu umschlingen, und ich hatte keine Chance mehr, an ihren Kopf heranzukommen. Dieser hatte sich aufgerichtet und begann vor mir hin- und herzupendeln. Ihr lautes Zischen ist mir noch in grauenhafter Erinnerung. Die Situation war brandgefährlich, konnte doch die Bestie mit einem einzigen kraftvollen Kopfstoß den Brustkorb ihres Gegners zertrümmern.

Aber da war Pedro schon bei uns. Mit der Machete in der linken Hand fixierte er das Schlangenhaupt. Und mit der Rechten feuerte seinen großkalibrigen Revolver ab. Sein Schuß riß der Schlange den Kopf weg.

„Das war Rettung in höchster Not“, freute sich Tim, der eben Lennox aus dem Sumpf geborgen hatte.

„Eine *Sucuiju*“ – sie werden bis zu acht Meter lang. Ein so großes Exemplar habe ich bisher noch nie gesehen“, entgegnete Pedro fast andächtig. Ich schüttelte Pedro stumm die Hand. Er wirkte fast ein wenig verlegen, weil er mir das Leben gerettet hatte.

Erst jetzt wandten wir uns Ron zu. Der war in Bewußtlosigkeit gesunken. Ein dünner Blutfaden quoll aus seinem Mund.

„Hier können wir nicht lange bleiben“, meinte Tim, „der tückische Boden trägt uns nicht länger“. Pedro und er trugen den Mestizen zu einer etwas festeren Stelle, wo wir ihn auf die Erde betteten. „Schaut nicht gut aus“, unkte Pedro, nachdem er ihn untersucht hatte. „Das Teufelstier hat ihn fest umschlungen – das Blut spricht für innere Verletzungen ...“

Und in der Tat – Ron erwachte nicht mehr. Nach einer halben Stunde war er tot. Wir konnten ihn nicht einmal beerdigen. Auch wenn wir Schaufeln gehabt hätten, wären sie bei dem sumpfigen Boden zwecklos gewesen. So ließen wir ihn an einer Stelle ins Moorwasser gleiten, wo es etwas tiefer war. Wir nahmen unsere Tropenhelme ab. Tim sagte ein paar Worte – so schnell war alles vorbei. Wie leicht hätte es auch mich treffen können.

Bis zum Abend waren wir alle in bedrückter Stimmung. Ich warf mir im Stillen vor, dass ich Ron nicht hatte retten können. Mein Versuch war letztlich erfolglos geblieben. Les Lennox ging mir aus dem Weg. Er warf mir aber öfter haßerfüllte Blicke zu, obwohl ich ihn sicherlich nicht absichtlich in den Morast gestoßen hatte. Seit unserem Kampf am Schiff hatte ich einen ernstzunehmenden Gegner, und ich beschloß auf der Hut zu sein.

Die Strecke, die wir am Nachmittag zurückzulegen hatten, war womöglich noch unangenehmer. Häufig mussten wir bis zu den Hüften im morastigen Wasser

waten. Der Boden schwappte allerdings zunehmend weniger. Schließlich erreichten wir, schon in der Dämmerung, festere Regionen.

Als wir todmüde unsere nassen Kleider auszogen, waren unsere Körper von Blutegeln übersät. Schon längere Zeit hatte ich ein unangenehmes Ziehen und Prickeln gefühlt. Wir befreiten uns gegenseitig von den ekeligen Tieren. Die besonders Hartnäckigen bekamen wir schließlich durch Betupfen mit glühenden Zweigen los.

Dann saßen wir auf unseren Decken und rauchten. Zum Essen waren wir einfach zu erschöpft. Nur Unmengen von Mate-Tee schütteten wir in uns hinein, um den Flüssigkeitsverlust auszugleichen. Um gefahrlos zu trinken, mussten wir das Wasser stets abkochen. Frisches Quellwasser fanden wir hier im Dschungel kaum, und das Flußwasser enthielt entschieden zu viele schädliche Keime, um ohne weiteres getrunken werden zu können.

Um uns herum schwirrten Schwärme von grün leuchtenden Glühwürmern. Über unseren Köpfen erschienen die ersten Sterne. Der faulige Sumpfgestank lag noch in der Luft.

Und wieder stimmte die Wildnis ihr tausendfaches Lied an. Das andauernde Affengebrüll ließ uns nicht einschlafen. Legionen von Mücken verschlimmerten die Lage. Ich dachte an Ron zurück, der das alles nicht mehr spürte ...

## **8 Im Orchideenwald**

Am nächsten Tag kamen wir noch zu ein paar Seen, flach wie Suppenschüsseln. Das Vorwärtskommen wurde allmählich leichter, obwohl wir ganze Schilfwälder durchquerten. Aber der Untergrund blieb kompakt, und wir sanken nicht mehr bei jedem Schritt ein.

Wir kamen in ein Gebiet dichter Büsche, die grellgelbe Blüten trugen. Lange Dornen rissen unsere Kleidung auf und drangen schmerzhaft ins Fleisch. Das Gewirr saftiger, grüner Lianen erforderte große Anstrengungen, um uns mit dem Buschmesser den Weg zu bahnen. Der Mann an der Spitze unseres Zuges musste

nun schon alle fünf Minuten ausgewechselt werden, da die bahnbrechenden Hiebe kraftraubend waren.

Im Netz der Schlingpflanzen erschienen nun weiße und blaß-rosa Orchideen. Schon zuvor war mir der stickig-modrige Duft aufgefallen, mit dem der Dschungel seit einiger Zeit erfüllt war.

Noch nie hatte ich so viele wunderschöne Blumen auf so engem Raum gesehen. Leuchtend purpurne, gelbe und blaue Orchideen, wie offene Mäuler geformt. Mit ihren kleinen Schlangen gleichenden Staubfäden wirkten sie irgendwie unheimlich. Die Blüten waren um einiges größer als jene der Zierorchideen in unseren heimischen Gärtnereien. Als ich eine Blume anfaßte, wirkte sie klebrig und schleimig. Der Geruch war betäubend. Während wir die Ausdünstung anfänglich als wohlriechend empfanden, stieß uns die geballte Ladung an Duftstoffen bald ab. Tote und noch zappelnde Insekten klebten in den Blütenkelchen fest.

„Schönheit und Tod – so nahe beieinander“, philosophierte Tim. „Für die richtig kostbaren Orchideen zahlen Händler Unsummen. Früher, vor den beiden großen Kriegen, war der Beruf des Orchideensammlers einträglich. Falls sie es überlebten, konnten sie damit reich werden“, fügte Les Lennox hinzu. Wenn es um Geld ging, war sein Interesse immens.

Plötzlich lichtete sich der Lianenvorhang vor uns, und wir fanden uns auf einem schmalen Pfad wieder. Da er deutlich ausgetreten war, musste er vor nicht allzu langer Zeit begangen worden sein. Auf Pedros Stirn bildete sich eine steile Falte „Vorsicht, macht eure Waffen schußfertig“, flüsterte er.

Wir steckten die Macheten in unsere Gürtel und gingen den Pfad weiter. Nach nicht allzulanger Zeit endete er auf einer Lichtung und vor uns lag – eine Hütte. Aus Bambusstangen hergestellt, schien sie in passablem Zustand. Vorsichtig schlichen wir uns zum Hütteneingang, der mit einer Matte verhüllt war. Als wir sie zurückschlugen, drang uns ein eigentümlicher, irgendwie scharf und chemisch wirkender Geruch entgegen. Da die Dämmerung am Hereinbrechen war, knipsten wir unsere Stablampen an.

Neben einer Bettstatt, einem Tisch und mehreren Hockern enthielt der einzige Innenraum eine ganze Reihe von Behältern, viele davon aus Glas. „Die Hütte eines Orchideensammlers“, bemerkte Pedro mit einem Blick auf die Gefäße, in denen

getrocknete Orchideen lagen. Offensichtlich waren sie so präpariert worden, dass die selbst in der heißen Dschungelluft nicht verfaulten. Später entdeckten wir noch eine beachtliche Anzahl verschiedener Pflanzenknollen und Orchideensamen.

„Und hier liegt der Sammler“, stieß Tim Schwed hervor, der in den Hinterteil der Hütte vorgedrungen war. In einer Ecke, unterhalb eines Fensters, lag zusammengekrümmt ein Skelett. „Seltsam, das Gerippe liegt hier noch nicht lange, wie der Zustand der Hütte zeigt“, meinte Pedro. In der Tat mochte es keine Wochen her sein, dass die Hütte zuletzt benützt wurde. Wäre sie länger leer gestanden, so hätte sich mit Sicherheit Staub, Schmutz und Getier angesammelt, was aber nicht der Fall war.

„Ebenso merkwürdig ist dann, dass am Skelett weder Leichenteile noch Kleiderreste aufscheinen – in so kurzer Zeit kann das nicht verrotten“, fügte Tim hinzu.

Wir konnten das Rätsel zunächst nicht lösen, beschlossen aber, in der Hütte zu übernachten. Gutes Gefühl hatte aber keiner von uns dabei. Besonders Pedro zögerte länger mit seiner Zustimmung – der Instinkt des Ureinwohners schien ihn von einer unbestimmten Gefahr zu warnen.

Den Ausschlag für unser Bleiben gab aber eine munter sprudelnde Quelle, die wir unweit der Hütte fanden. So qualmte bald ein Feuer, genährt von herumliegenden Bambusstangen. Die Hütte lag auch nah an einem nicht sehr breiten Flußarm, was sich ebenfalls als Vorteil erwies. Denn als Pedro einen Köder auswarf, zog er binnen kurzem zwei kapitale Fische an Land, die uns – bald abgebraten – herrlich mundeten.

Wieder eine Nacht im Dschungel. Doch diesmal konnte ich lange nicht einschlafen. Das Rätsel um den Orchideensammler lag mir am Herzen. Morgen, wenn es hell war, würden wir die Hütte genauer durchsuchen. Vielleicht konnten wir seine Identität feststellen und eventuell seine Angehörigen verständigen ...?

## **9 Der Schrecken der Nacht**

Ich war doch eingeschlafen, denn Pedro weckte mich zur dritten Wache, die von Mitternacht bis zwei Uhr dauern sollte. Ich war hellwach und beschloß, nicht mehr weiter über das Schicksal des Vorbewohners der Hütte nachzugrübeln. Der morgige Tag würde uns vermutlich Aufschluß geben. Doch es sollte alles ganz anders kommen ...

Es war zwecklos, mein Nachsinnen einstellen zu wollen. Dunkle Gedanken gingen mir wie ein Mühlrad im Kopf herum. Auf meinen langen Reisen hat sich so etwas wie ein sechster Sinn herausgebildet. Wollte er mich auch diesmal vor aufkommender Gefahr warnen?

Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von die müden Augen: Alle Tierstimmen waren verstummt. Kaum ein Laut zu hören, selbst die Untermalung durch die allgegenwärtigen Zikaden war unterbrochen. Als ich begann, mir ernste Gedanken über diesen Wechsel zu machen, setzte unvermittelt ein Höllenlärm ein. Doch diesmal waren die Töne im Dschungelkonzert ganz anders geartet. Das Kreischen, Pfauchen und Knurren klang aufgeregter als am Vortag. Zudem hörte ich seltsame Geräusche, wie Trippeln und Laufen vieler Füße.

Ein finsternes Verhängnis schien in der Nacht zu lauern. Angst begann sich in mir aufzubauen. Angestrengt spähte ich in die Dunkelheit hinaus. Als ich weiteres Holz ins Feuer schob, sodass es hoch aufloderte, bewegten sich dunkle Schatten am Rand der Lichtung. Eine ganze Reihe von Wildschweinen eilte vorbei. Dann schossen einige Sumpfhirsche vorüber, alle in gleicher Richtung, den Fluß entlang.

„Das ist merkwürdig“, sagte Pedro hinter mir. Der Lärm hatte ihn offenbar geweckt. Auch die anderen waren jetzt wach geworden und traten aus der Tür.

„Der Dschungel auf der Flucht. Wenn es Feuer wäre, würde man den Rauch riechen oder einen Schein wahrnehmen. Geben die Götter, dass es nicht das Schlimmste ist, was es im Dschungel gibt. Denn dann wären wir wohl verloren ...“ Zum ersten Mal sah ich Pedro richtig bestürzt. Beim Zwischenfall mit der Riesenschlange hatte er seine Fassung bewahrt. Doch jetzt sprach er – richtig Ureinwohner – von den Göttern, anstelle, wie er es sonst tat, die Madre de Dios anzurufen.

„Was meinst du, was es ist?“ stieß Tim hervor, doch Pedro gab keine Antwort. Inzwischen sausten weitere Tiergestalten vorbei, sogar ein Jaguarweibchen mit einem Jungen näherte sich dem Feuer. Als es uns wahrnahm flüchtete es aber weiter.

Was war das für ein Unheil, das den ganzen Dschungel in diesen Aufruhr brachte? Der Strom der vorbeihuschenden Tiere ebte langsam ab. Auch das Crescendo an Tierstimmen wurde deutlich schwächer.

Und dann drang das Schreckliche in unser Bewußtsein. Fast gleichzeitig hörten und rochen wir es. Ein zunächst schwacher, dann aber zunehmend stärkerer, stechender Geruch verbreitete sich. Noch entsetzlicher war aber das schabende Geräusch, das mit nichts zu vergleichen war, das jemals in meine Ohren drang.

A m e i s e n ...!! Ich hatte von ihnen gelesen. Heuschreckenschwärme sind harmlos gegen sie. Von jener Sorte von Wanderameisen, die Heereszüge von Myriaden durch den Urwald ziehen. Sie fressen alles und sind durch nichts aufzuhalten. Selbst Bäche und schmälere Flüsse überqueren sie, indem sie aus ihren Körpern Brücken bauen.

Und dann sahen wir unsere Feinde. Ein Strom dunkler Insektenkörper schob sich voran. Mit überraschend hoher Geschwindigkeit. Der scharfe Geruch wurde zum beißenden Gestank. In mehreren Schichten übereinander kriechend kamen sie uns bedenklich nahe. Schon liefen sie die Wände der Hütte hoch. Schon umflossen sie uns ...

„Weg, nichts wie weg“, brüllte Pedro, und riß ein Scheit aus dem Feuer, „sonst sind wir unrettbar verloren. Mir nach“. Pedro eilte die wenigen Meter zum Fluß hinunter und wir folgten ihm bedingungslos. Ich griff mir ebenfalls einen lodernden Bambusstab. Als ich mich kurz umwandte, sah ich eine unglaubliche Szenerie. Die Ameisen hatten die Hütte umzingelt und umhüllten sie bereits wie eine wogende Flut. Der kurze Blick zurück wurde mir fast zum Verhängnis. Schon spürte ich ihre Bisse an den Beinen und am Unterleib.

In Panik sprang ich weiter, bei jedem Satz dutzende Ameisen zertretend. Überall war ich von Wanderameisen bedeckt. Bei jedem Biß verströmten sie Säure in meinem Körper. Ich schrie auf. Jetzt wurde mir auch schlagartig die Ursache der heute so andersartigen Tierstimmen bewußt – das waren die Todesschreie der Kreaturen bei der Attacke der Ameisen!

Nach einigen Augenblicken, die mir aber wie eine Ewigkeit vorkamen, erreichte ich die Gefährten, die stehen geblieben waren. Ich wälzte mich vor Schmerz schreiend am Boden und versuchte die Ameisen loszuwerden. Pedro und Tim halfen mir, mich mehr oder weniger von ihnen zu befreien. Für eine Entledigung der Kleider blieb natürlich keine Zeit, denn schon sahen wir neue Armeen der Wanderameisen nachkommen.

„Hinunter zum Fluß“, schrie Tim. Aber auch da war es schwarz von den schier unerschöpflichen Legionen. „Ist es nicht Wasser, so Feuer“, keuchte Sanchez, entriß Pedro den Feuerbrand und schleuderte ihn in die wabernde schwarze Flut, die immer bedrohlicher näher rückte. Und dies war wohl das einzige Mittel, das wirkte. Das Unterholz ging in Flammen auf, die sich aufgrund der Trockenheit rasend schnell verbreiteten. Jetzt, am Ende der Trockenzeit, stand der Wind glücklicherweise so, dass er das Feuer von uns wegtrieb – zurück zur Hütte ...

Zurück zur Hütte? Mich durchfuhr es siedend heiß. Da lagen unsere Waffen und alle anderen Sachen. Wenn sie verbrannten, waren wir im Dschungel verloren. Dies schien auch Sanchez so zu sehen. Mit einem wirren Schrei eilte er zur Flammenwand. Und tatsächlich schien es, dass er sie neben dem Fluß umgehen konnte. Doch er hatte die Rechnung ohne die Teufelsameisen gemacht. Bald hörten wir ihn entsetzlich schreien: „*Las hormigas ... malditas hormigas ...*“ Er heulte vor Schmerz und torkelte in die Flammen ... Das war das Ende des Regierungsbeauftragten Sanchez. Wahrscheinlich hatte er durch sein Feuerlegen unser Leben gerettet, aber wir mussten tatenlos zusehen, wie er selbst in den Flammen umkam und die Hütte vollständig niederbrannte.

Die Ameisengefahr schien durch das Feuer gebannt, aber als die Glutnester am Morgen ausgekühlt waren, fanden wir buchstäblich nichts Brauchbares mehr in der Asche der Hütte.

So standen wir – nunmehr nur noch zu viert – nahezu mittellos im tiefen Dschungel Perus. Ich hatte zwar noch meine Pistole und ein kurzes Messer am Gürtel, die anderen Gefährten waren aber, als der Chor der Tierstimmen einsetzte, aus dem Schlaf aufgefahren und trugen nicht einmal die nötigen Kleinigkeiten am Leib. Kompaß, Landkarten, Medikamente, Notproviant, Gewehre, Revolver, Macheten – alles verbrannt oder in der Hitze zusammengeschmolzen.



Mich schauderte bei dem Gedanken an die Zukunft. War dies das Ende unserer Expedition? Und vielleicht auch unser Ende ...?

Die Erkenntnis unserer Hilflosigkeit traf uns wie ein Keulenschlag. Tim und Les saßen bei den Resten der Hütte des Orchideensammlers und ließen die Köpfe hängen. Pedro war verschwunden.

Mir kam die Idee, dass die Ameisen schon früher hier gewesen sein mussten. Dies würde das sauber abgenagte Gerippe und den scharfen Geruch in der Hütte erklären. Jetzt konnten wir auch nicht mehr nach der Identität des Orchideensammlers nachforschen. Es ging ums nackte Überleben.

Pedro kehrte zurück, mit ein paar kleinen Fischen. Es war nicht schwer, ein Feuer aus den noch vorhandenen Glutnestern zu entfachen. Ohne großen Appetit verzehrten wir das salzarme Mahl. Unseren Durst stillten wir an der nach wie vor munter sprudelnden Quelle. Aber wir hatten nicht einmal Feldflaschen, um Wasser abzufüllen.

Nach dem Essen beratschlagten wir, was zu tun sei. Das Resultat war klar. Unsere einzige Chance bestand darin, wieder den Rio Marañón zu erreichen. In drei, vier Tagen konnten wir das vielleicht schaffen, wenn uns unterwegs nicht das Schicksal in Form einer der mannigfachen tödlichen Dschungelgefahren ereilte. Den Sumpf wollten wir umgehen. Kurz überlegten wir den Bau eines Floßes. Aber der Fluß strömte in die entgegengesetzte Richtung, die wir einzuschlagen hatten. Auch die vielen Krokodile am Ufer ließen uns das Unternehmen nicht sonderlich tauglich erscheinen. Und, last but not least, wie sollten wir mit meinem kurzen Messer Bäume oder Bambusstämme fällen? Ja, wenn wir noch unsere Macheten gehabt hätten. Wir beschlossen, gleich aufzubrechen. Jede verlorene Stunde würde uns aufgrund der fehlenden Mittel schwächen – und wir wollten die Zeit ausnützen, solange wir halbwegs fit waren.

Bevor wir losgingen, suchte ich noch die Überreste von Señor Sanchez. Aber es war nichts von dem Unglücklichen zu finden – seine Asche hatte sich mit der des Urwaldes und der Ameisen vermengt ...

## 10 Die Blasrohrmänner

Wir kamen nur langsam voran. Gelegentlich erreichten wir den Fluß, der mäandrierend träge durch den Wald strömte. Ab und zu erweiterten sich die Flußarme in regelrechte Seen, die von Schilf, Schlinggewächsen und modernden Baumleichen erfüllt waren. Krokodile glotzten uns an. Da wir aber vermieden, ihnen zu nahe zu kommen, ließen sie uns ungeschoren. Die faulen Dünste, die noch in den Sümpfen geherrscht hatten, waren zwar verschwunden, die flirrende, feuchte Schwüle war aber geblieben.

Längst hatten wir unseren Durst mit Flußwasser gelöscht. Vielleicht würden wir alle das gefürchtete Dschungelfieber bekommen und daran krepieren. Zu diesem Zeitpunkt war uns das weitgehend egal – Hauptsache, es kam uns keine gepanzerte Echse nahe.

Herrliche Orchideen säumten wieder unseren Weg. Schon lange beachteten wir sie kaum. Zu viele hatten wir gesehen, zu strapaziös war uns Vorwärtskommen, zu viel hatte sich ereignet.

Unsere Stimmung war schlecht. Aber noch war der Tiefpunkt unseres Dschungelabenteuers nicht erreicht. Der trat ein, als wir am frühen Nachmittag eine Rast einlegten. Eben war ich damit beschäftigt, mich von dutzenden Zecken zu befreien, die sich am Vormittag von den Ästen auf mich ergossen hatten, als ich ein leises singendes Zischen vernahm. Als ich aufsaß, steckte ein kurzer, vielleicht zehn Zentimeter langer gefiederter Pfeil vibrierend in der Rinde des Baumes hinter mir.

Da waren sie, die gefürchteten Blasrohrindianer, ein anderer Schrecken des Urwaldes. Und schon sausten zwei, drei andere Pfeile in Richtung auf die Gefährten, die ebenfalls erregt aufsprangen. Von den Pfeilschützen ließ sich keiner sehen. Und in diesem Augenblick begann wie auf ein unsichtbares Kommando das Trommeln. Tuk-tuk-tum, Tuk-tuk-tum ...

Anstatt mich in Deckung zu werfen, sprang ich voller Wut auf. Wollte die Kette von Widrigkeiten nicht abreißen? Zuerst das Schiffsunglück, darauf die Sucuijuschlange, die Ron zu Tode gedrückt hatte. Dann die Ameisenflut und der Flammentod von Sanchez. Und jetzt die verdammten Blasrohrindios. Mit einem einzigen großen Satz sprang ich ins Gebüsch, in dem ich die Schützen vermutete.

Zweige schlugen mir ins Gesicht, Dornen rissen meine Arme auf und ich sah – nichts.

„Wenn uns die Blasrohrmänner hätten treffen wollen, so wäre es ihnen ohne Schwierigkeit möglich gewesen. Auf so kurzer Distanz schießen sie nicht fehl. Aber sie wollten uns nur erschrecken“, meinte Pedro achselzuckend, als ich aus dem Gebüsch frustriert zurückkehrte. Wieder erklang das dumpfe Trommeln unserer unsichtbaren Feinde, scheinbar ganz nahe. Jetzt antwortete auch eine zweite Trommel von ferne.

„Sie geben die Botschaft von Eindringlingen weiter. Ab sofort werden wir keine ruhige Minute mehr haben“, beschrieb Pedro unsere Situation in düsteren Farben. „Jedenfalls sollten wir jetzt aufbrechen, um diese feindliche Region rasch hinter uns zu bringen“, antwortete Tim.

Am Nachmittag hasteten wir weiter. Wir schafften auch eine schöne Strecke. Das aufreibende Trommeln begleitete uns jedoch weiter, einmal von nah, dann eine Antwort von ferne. Pedro meinte, dass die Entfernung der Trommler nicht abzuschätzen sei. Die Akustik unterm Blätterdach, der Pesthauch des Dschungels und andere Faktoren machten dies nahezu unmöglich.

Die Zeit der Dämmerung nahte. Als wir einmal, völlig erschöpft vom fluchtartigen Gewaltmarsch, innehielten, surrten wieder vier Pfeile auf uns zu. Für jeden von uns war einer gedacht. Pedro zog ‚seinen‘ Pfeil aus der Baumrinde. „Gift“, sagte er bedeutsam und wies auf die gelbliche Färbung an der Pfeilspitze. „Jeder Stamm hatte früher seine eigene Giftmischung, aber allen war klar, dass sie absolut tödlich wirkt, wenn sie nur durch eine kleine Ritze in die Blutbahn gelangen ... Heute gibt es nur mehr ganz wenige Stämme oder Clans, die mit Blasrohr und Giftpfeilen ‚arbeiten‘. Normalerweise gehen sie damit auf die Jagd nach Tieren – jetzt jagen sie uns ...“

Wieder hasteten wir weiter. Wir mussten uns eine zur Verteidigung geeignete Stelle für das Nachtlager suchen. Würden die Indios versuchen, uns in der Nacht anzugreifen? Weshalb taten sie es nicht gleich ...?

Diese und ähnliche Gedanken gingen durch meinen Kopf. Und als könnte er meine Gedanken lesen, meinte Tim: „Ich nehme an, wir sind vom Chef der Truppe noch nicht zum Abschluß freigegeben – deshalb auch das wechselseitige Trommeln. Man könnte es als Frage- und Antwortspiel interpretieren“. Tim hatte einige

Erfahrungen mit Amazonasindianern gesammelt. Ich glaube, er lag nicht so weit daneben mit seiner Meinung.

Nach kurzer Zeit stießen wir auf einen verwachsenen, aber doch deutlich sichtbaren Pfad. „Dem folgen wir, und wenn er geradewegs zur Hölle führt. Ich jedenfalls werde meine Haut teuer verkaufen“, stieß Les hervor. Der Mut der Verzweiflung schien ihn zu beflügeln.

„Wir werden ein Höllenfeuer anzünden, und uns davor in den Schatten der Bäume legen, dass uns die Blasrohrmänner nicht treffen können“, fügte Pedro hinzu.

„Womit anzünden? Unsere Streichhölzer sind in der Hütte verbrannt“, unkte Tim. „Seht her was ich hier habe“, entgegnete Les, und hielt triumphierend ein Feuerzeug ins Licht der Abenddämmerung. „Da sieht man, wofür Rauchen gut ist. In unserem Fall kann es sich lebensverlängernd auswirken“, feixte er. „Unseren Tabak sind wir los, aber Feuer können wir immerhin entfachen ...“, antwortete Tim.

Dieses Zwischenspiel hob unsere Stimmung wieder ein wenig. Die vergangenen Stunden und Tage hatten uns nur Kalamitäten gebracht. Ewig konnte diese Pechsträhne doch nicht so weitergehen, schoß es mir durch den Sinn.

Und die nächsten Stunden zeigten, dass eine Situation nie so hoffnungslos ist, dass sie sich nicht auch zum Besseren wenden kann. Ungeahnte Überraschungen erwarteten uns am Ende des Pfades, den wir entlang eilten.

## **11 Das Ding aus der anderen Welt**

Wohin würde uns der Pfad führen? Egal, nur weiter. Die Situation konnte wohl kaum mehr schlechter werden. Noch hatte ich ein paar Patronen im Gurt – und mit meinem Colt beabsichtigte ich eine Reihe der Blasrohrmänner mit in die ewigen Jagdgründe zu nehmen, bevor sie mich mit ihren Giftpfeilen auslöschten. Wenn sie sich nur zeigten – ich würde ihnen schon heimleuchten.

Tuk-tuk-tum ... das ewige Trommeln machte mich noch verrückt. Unsere unsichtbaren Feinde verständigten sich wohl über den Fluchtweg, den wir eingeschlagen hatten. Hinter den Bäumen glühte der Himmel im flammenden Rot.

„Abendrot-Morgentod“, keuchte Lennox sarkastisch. Noch ahnten wir nicht, auf welcher schrecklichen Weise seine Bemerkung für einen von uns in Erfüllung gehen sollte.

Schwärme von Moskitos umschwirrten uns. Wir waren schweißgebadet, sodass die Kleidung am Körper klebte. Als wir vor Erschöpfung schon kaum mehr weiterkonnten, öffnete sich der Pfad zu einer kleinen Lichtung.

Und da lag es, das Ding aus der anderen Welt, wie es Pedro dann nannte. Ein Flügel ragte hoch, der Rumpf war von Schlingpflanzen fast völlig überwuchert. Der zweite Flügel und das Leitwerk waren abgebrochen. Ein abgestürztes Flugzeug mitten im Dschungel.

Das Wrack war nicht groß, vielleicht eine zehnsitzige Maschine.

Unsere Müdigkeit war vergessen. „Vorräte, Waffen, Munition – vielleicht sogar ein Funkgerät“, stieß Tim hervor. „Und Schnaps“, fügte Lennox voller Erwartung hinzu.

In der Flugzeugkanzel hing ein Skelett noch angeschnallt am Pilotensitz. Mit unseren Macheten bahnten wir uns einen Weg zum Fahrgastraum. Er enthielt keine Sitzreihen. „Ein Fracht-Flieger, wie praktisch“, fand Lennox. In der Tat, das Wrack enthielt – neben für uns wertlosen Gütern – auch eine ganze Menge Brauchbares. Am wichtigsten war eine Kiste mit Gewehren nebst Munition.

Sofort prüfte Lennox den Zustand der Waffen. „Tadellos, wenn sie nur ein wenig geölt werden, dann sollen die Blasrohrmänner nur kommen und wir machen ihnen die Hölle heiß. Und Waffenöl habe ich eben auch gefunden“. Triumphierend hielt er eine Flasche in die Höhe.

Die Dunkelheit fiel rasch herein. Auf der Suche nach Feuerholz entdeckte ich etwas abseits eine Art Hütte. Sie war viel kleiner als die niedergebrannte Behausung des Orchideensammlers. Im Gegensatz zu dieser bestand sie nur aus lose aneinander gefügten Ästen und Zweigen. Als ich sie betrat, schreckte ich zurück. Ein weißes Etwas im Hintergrund entpuppte sich als Gerippe, das dritte innerhalb von nur 24 Stunden. Ich verschob eine genauere Untersuchung auf später. Jetzt war es wichtig, Feuer zu machen. Ich sammelte trockenes Holz, das hier massenweise herumlag. Ob Schlangen in der Nacht schlafen? dachte ich besorgt.

Da krachte ein Schuß. Les Lennox hatte ihn offenbar probenhalber abgefeuert. „Funktioniert perfekt“, verkündete er stolz. „Jetzt haben wir die Sippe am Hals“, kritisierte ihn Tim wütend. Doch Pedro meinte, dass die Indios ohnehin genau wüssten, wo wir waren, und diese Information mittels Trommeln weitergäben. Vermutlich hatte er recht damit.

Bald prasselte ein anständiges Feuer, das auch die Moskitoplage erleichterte. Pedro hatte Konserven gefunden – und so gab es nach einer Kette von Hungertagen ein Festmahl. Anschließend köpften wir einige Flaschen Rotwein, die sich ebenfalls im Laderaum befanden. Die meisten waren zwar zu Bruch gegangen, aber ein paar hatten den Absturz überlebt. Nun schaute die Welt wieder besser aus.

Die im Hintergrund lauende Gefahr der Blasrohrmänner war uns aber präsent. Wir rückten – trotz der Moskitos – nicht zu nahe ans Feuer, um Zielmöglichkeiten zu erschweren. Dann losten wir Wachen aus.

Ich hatte die ersten drei Stunden. Mit einer Büchse und einem gefüllten Patronengürtel fühlte ich mich sicherer als mit einer bloßen Machete. Das Feuer war heruntergebrannt, meine Aufgabe war es, durch gelegentliches Nachlegen von Holz es am Ausgehen zu hindern. An die vielfältigen Stimmen der Nacht hatte ich mich inzwischen gewöhnt. Der Himmel war klar, und am Firmament funkelten die Sterne. Die Milchstraße leuchtete in selten gesehener Pracht. Ich liebte das Abenteuerleben – trotz aller Strapazen und Widrigkeiten. Und wieviel hatten wir in den vergangenen Tagen erlebt ...

Ich beschloß die Zeit mit einer Inspektion der Hütte zu nutzen. Neben Waffen, Munition und anderen nützlichen Dingen hatten wir auch Stablampen gefunden mit einem Vorrat intakter Batterien.

Das Skelett, das auf einem Bettgestell lag, konnte mich nun nicht mehr erschrecken. Der Lichtstrahl fiel auf die zerfetzte Kleidung – eine Pilotenuniform. Eine Knochenhand umschloß einen großkalibrigen Colt-Revolver. Daneben auf der Lagerstatt lag ein wohl gefüllter Patronengürtel. Der Pilot hatte wohl nichts mehr dagegen, wenn ich ihn mir aneignete. Der Revolver hat mir nicht nur bis zum Ende dieser Fahrt gute Dienste geleistet. Jetzt, wo ich dies schreibe, hängt er in meiner Bibliothek neben mir an der Wand. Er hat mich auf all meinen späteren Fahrten begleitet und manchen Gegner in Schach gehalten.

Woran war der Pilot wohl gestorben? Hatte er beim Absturz Verletzungen erlitten, denen er dann erlegen war? Der Colt in seiner Rechten deutete auf eine Bedrohung von außen hin. Ein herumstreifender Jaguar? Ich dachte aber eher an die Blasrohrindios, die ihn auf dem Gewissen haben mochten. Well, wie so vieles andere auch, blieb die Frage ungelöst. Es war wohl auch nicht so wichtig – der Pilot schlief seinen ewigen Schlaf.

Eine halbvolle Flasche Cachassa, die ich neben dem Bett fand, beendete meine philosophischen Ergüsse. Ich nahm ein, zwei tiefe Schlucke. Der Zuckerrohrschnaps brannte wie Feuer – aber meine Stimmungskurve stieg wieder an.

In der Ecke der Behausung entdeckte ich im Lichtkegel einen kleinen Tisch. Sicherlich entstammte er ebenso wie das Bett dem Flugzeug. Auf der Tischplatte lag eine Mappe mit eng beschriebenen Zetteln. Bot sie Auskunft über das Flugzeug und seine Piloten? Begierig machte ich mich an die Lektüre. Hätten uns damals die Blasrohrmänner überfallen – niemand hätte die Gefährten gewarnt. Unverzeihlich aber verständlich. Denn die Story war packend.

## **12 Das Tagebuch des Kopiloten**

Die Mappe enthielt eine Art Tagebuch des Kopiloten. Sein unglückliches Schicksal wäre wohl eine eigene Geschichte wert. Aber ich will die Sache kurz machen und mich auf eine Zusammenfassung des spanisch geschriebenen Textes beschränken, den der Ko hier im Dschungel verfaßt hatte:

*Bericht von Manuel Rodriguez Lopez, Kopilot des Cargo-Fluges XY... von Manaus nach Trujillo, 28. November 1946: Eine Schlechtwetterfront war angekündigt. Der Pilot wollte dennoch starten. Ich hatte böse Vorahnungen, musste mich aber fügen ... Die Front hatte uns voll erreicht. In Iquitos hätten wir noch landen können, doch der Pilot flog weiter ...*

*Der Blitz hat ins Leitwerk eingeschlagen. Die Elektrik ist ausgefallen. Wir kamen ins Trudeln – die Maschine war nicht mehr steuerbar.*

*Der Pilot versuchte eine Notlandung auf einem Fluß. Wir hoffen, dass er genügend breit und halbwegs gerade sei.*

*„Runter kommen sie immer“, sagt eine alte Flugweißheit. Wir haben eine Bruchlandung hingelegt. Der Pilot war sofort tot, Leitwerk und linker Flügel abgebrochen. Sonderbarerweise ist kein Feuer beim Absturz ausgebrochen. Glück im Unglück. Ich bin nicht so schwer verletzt – zumindest im Anbetracht der Tatsache, dass wir im Urwald gelandet sind. Mein rechtes Bein weist allerdings eine tiefe Wunde auf, sodass ich nicht weit kommen würde, wenn ich mich im Dschungel durchzuschlagen versuchen würde. Starke Winde haben die Maschine in den letzten Stunden vor der Landung vom Fluß weggetrieben. Dem Himmel sei Dank, dass keine größeren Bäume bei der Landung im Weg standen, nur Büsche und Junggehölz. Sonst hätte das Leiden ein rasches Ende gehabt.*

*30. November: Es geht mir nicht gut. Meine Verletzung am Bein beginnt sich zu entzünden. Als ich Wasser vom nahen Fluß hole, entgehe ich nur mit Glück und Mühe einem Riesenkrokodil. Der ‚Vater aller Krokodile‘ ist mindestens 6 Meter lang und hätte mich fast erwischt ...*

*2. Dezember: Ich habe Fieber, das ständig steigt. Seit vorgestern versuche ich, das Funkgerät in Betrieb zu setzen, aber es will mir nicht gelingen. Nahrung gibt’s genug, und meine Schmerzen betäube ich durch Rotwein, von dem wir eine ganze Palette mitführten. Den meisten Flaschen hat die Bruchlandung merkwürdigerweise nichts ausgemacht. Das Fieber bekämpfe ich mit Chinin – aber ob es nützt?*

*5. Dezember: Indios haben sich angesagt! Zuerst sehe ich sie von der Ferne, dann kommen sie bis zum Türeingang. Ich kann mich nicht verständigen – sie verschwinden wieder.*

*7. Dezember: Grauenhafte Dinge haben sich ereignet. Ich bin überzeugt, die Indios sind Kopffäger. Gestern sind sie zu zweit in meine Hütte gekommen und haben mir ein paar Schrumpfköpfe gezeigt. Aus ihrem Palaver befürchte ich, dass sie dasselbe mit mir vorhaben. Ich kann kaum mehr aufstehen, das Fieber ist gestiegen.*

*8. Dezember: Das Ende ist nah. Ein Pfeil aus einem Blasrohr hat mich gestreift. Ein Indio wollte meinen Vorrat an Cachassa mitnehmen. Ich habe ihm dies mit*



*meinem Colt-Revolver verweigert. Meine Schüsse haben die Indios ungeheuer erschreckt. Dennoch hat mich einer vor seiner Flucht dann noch mit einem Giftpfeil getroffen. Ich fühle mich schwach, mein Atem geht nur noch stoßweise*

...

*In Gottes Namen – verständigt meine Familie ...*

Ich hatte in einem Zug durchgelesen und war tief bewegt. Manuel Lopez hatte sein Leben hier im Urwald ausgehaucht. Die Blasrohrmänner hatten ihn erwischt. Gott sei ihm gnädig – doch das Flugzeugwrack mit seinen Schätzen konnte uns das Leben retten. Falls uns die Indios nicht doch noch erwischten. Weshalb kamen sie eigentlich nicht? Pedro hatte am nächsten Morgen eine einfache Erklärung dafür. Möglicherweise war der Ort des Flugzeugabsturzes für die Blasrohrmänner mittlerweile zur Tabuzone geworden. Vermutlich kannten die Indios kaum Schusswaffen, und die Schüsse des Kopiloten hatten sie so erschreckt, dass sie danach von der Absturzstelle wegblieben. Dafür sprachen auch die vorhandenen Alkoholvorräte. Denn wenn die Indios auch große Angst vor Feuerwaffen haben – hinter Alkohol sind sie alle her, wie der Teufel hinter der armen Seele. Aber offenbar war die Furcht vor Pulver und Blei größer als das Verlangen nach dem Schnaps. Zunächst jedenfalls ...

Die am Ende der Aufzeichnungen des Kopiloten hingekritzelt Adresse habe ich an mich genommen. Nach meiner Heimkehr würde ich versuchen, seine Angehörigen zu kontaktieren. Angesichts der drohenden Gefahr seitens der Indios war aber eine Rückkehr zumindest zweifelhaft.

Am nächsten Tag erwachte ich vom Bratenduft. „Es gibt frischen Wildschweinbraten zum Frühstück“, weckte mich Tim. „Pedro kann mit dem Gewehr jetzt wieder für Proviant sorgen, wie es sich für eine richtige Expedition gehört“. Der Braten schmeckte herrlich.

Während Lennox und Pedro die Vorräte aus dem Flugzeug zusammentrugen, ging ich zum Fluß hinunter. Er floß nur wenige Schritte vom abgestürzten Flugzeugtrübe vorbei.

„Mit einem Boot könnten wir ein gutes Stück Weges abschneiden und uns drei, vier Tagesmärsche ersparen“. Pedro war lautlos hinter mich getreten und

dachte an unsere Weiterreise. „Wir könnten zwar ein Floß bauen, das ist aber wegen der Krokodile und den Stromschnellen nicht ungefährlich“, fügte er hinzu.

„Laß uns im Flugzeug nachschauen. Soweit ich weiß, gehört ein Schlauchboot zur Notausrüstung bei Urwaldflügen“, antwortete ich. Und tatsächlich – wir fanden ein aufblasbares Gummiboot, dessen Kapazität für vier Leute zwar knapp bemessen, aber doch ausreichend war. Mittels einer ebenfalls vorhandenen Luftpumpe brachten wir unser Fahrzeug bald in Startposition.

Wir schleppten Waffen, Munition, Proviant in Form von Konserven, und andere Ausrüstungsgegenstände ans Ufer und stapelten es im Schlauchboot. Jetzt waren wir wieder im Besitz all der Dinge, die für eine Expedition unerlässlich sind: Kompaß, Feldflaschen, Streichhölzer, Medikamente und dergleichen mehr. Im Flugzeug entdeckten wir einen großen Vorrat an verschiedenen Konserven. Leider konnten wir davon nur einen kleinen Teil mitnehmen, da eine Überladung die Fahrtüchtigkeit des Schlauchbootes behindert hätte. Aber ein Zelt, das sich ebenfalls im Flugzeugwrack befand, packten wir ein. In den Kordillern würde es uns Schutz und Wärme bieten. Auch auf ein paar Flaschen Zuckerrohrschnaps wollten wir nicht verzichten. Bekanntlich dient Alkohol bei den Indios als gesuchtes Tauschobjekt. Und falls wir auf keine freundlichen Eingeborenen stießen – als Medizin gegen Tropenkrankheiten (und Mittel gegen Heimweh!) war er allemal zu gebrauchen.

Von den Indianern ließ sich keiner blicken. Keine Pfeile surrten mehr durch die Gegend, und auch das lästige Trommeln hatte aufgehört.

Wir waren guten Mutes. Jetzt lebte wieder die Chance, unser Ziel auf direktem Weg zu erreichen. Nur Pedro schien etwas bedrückt. Ich nahm ihn zur Seite und fragte ihn, was ihm denn über die Leber gelaufen sei. „Ich habe die Zeichen wahrgenommen und weiß nun, dass sich meine Zeit erfüllt hat ...“

Als er meinen fragenden Blick bemerkte, fügte er hinzu „Frage mich nicht Amigo, denke an die Worte der Indianerin auf der <<Marañón>>. Wir alle können den Schicksalsfäden, mit denen uns die Götter leiten, nicht entgehen ...“ Ich wollte nicht weiter in ihn dringen, aber dieses Erlebnis und die folgenden Ereignisse festigten meine Überzeugung, dass es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als wir gemeinhin ahnen.

Dann nahm er mich zur Seite und erklärte mir unsere weitere Reiseroute. Damals glaubte ich, er wolle mich nur von seiner Schwermut ablenken – aber später erkannte ich, dass er dies wohl aufgrund seiner Vorahnungen tat.

„Wir fahren jetzt etwa zwei Tage diesen Fluß hinab. Er macht einen großen Bogen und bringt uns direkt an den Fuß der Berge. Den Ausstieg bei einem rechten Nebenfluß dürfen wir keinesfalls versäumen. Er kommt aus einem breiten Bergtal, und von dort führt ein alter Indianerpfad geradewegs nach Osten hinauf. Alles in allem rechne ich etwa mit acht Tagen bis zum Altiplano“. Dann erklärte er mir noch einige Details und Landmarken, an denen sich unser Weg orientieren sollte.

## 13 Der Tod des Dschungelführers

Das unglückselige Ereignis, das ich im Folgenden schildere, nahm seinen Ausgang mit dem Verlangen Les Lennox, das Flugzeug nochmals zu durchsuchen. Wir hatten nur nach Vorräten und Waffen gesucht, aber jetzt wollte er noch nach Geld und Wertsachen stöbern. Obwohl wir zur Abfahrt bereit waren, unterstützte Tim dieses Begehren: „Zehn Minuten sollst du haben, nicht mehr. Vielleicht finden wir wirklich etwas Wertvolles“.

Aber genau zehn Minuten erwiesen sich als fatal.

Ich war beim Boot geblieben und überprüfte nochmals die Verstauung der Güter. Da ereigneten sich zwei Dinge fast gleichzeitig. Zunächst fiel ein Pistolenschuß, an den sich dann weitere anschlossen. Als ich aufschrak, schwirrten zwei Pfeile durch die Luft. Einer verfehlte mich, doch der zweite blieb in meinem Tropenhelm stecken. Instinktiv wurde mir klar, dass dies der Angriff der Indios war, der uns nun unerwartet traf. Ich packte das Gewehr, das griffbereit neben mir lag und gab eine Salve in die Richtung ab, aus der ich die Pfeile vermutete. Ein schriller Schrei zeigte an, dass ich nicht vorbeigeschossen hatte.

Da kamen auch schon Tim und Les angerannt. Beide drehten sich immer wieder um und feuerten zurück. „Los ins Boot, die verdammten Indios sind hinter uns her ...“, schrie Les und stürzte sich mit einem Sprung ins am Ufer liegende Schlauchboot.

„Wo ist Pedro?“ stieß ich hervor. „Was weiß ich, er war plötzlich verschwunden – vielleicht macht er mit den verdammten Roten gemeinsame Sache ...“, antwortete er keuchend. Es war keine Zeit, auf diese unglaubliche Gemeinheit zu antworten. Später – falls es ein später gab – würde ich mich dafür erkenntlich zeigen.

„Ihr habt ihn zurückgelassen ...?!“ fuhr ich Tim an. „Wir konnten uns nicht um ihn kümmern – diesmal meinen es die verdammten Indios ernst. Wir wurden von einem Pfeilhagel überschüttet, ein Wunder, dass wir überhaupt weggekommen sind ...“, verteidigte sich Tim Schwed.

Diese kurze Auseinandersetzung spielte sich an der Uferböschung ab. Wir lagen zwar nur unzureichend geschützt direkt vor unserem Boot, doch die Distanz bis zu den Büschen war den Indianern offenbar zu groß, um ein sicheres Zielen zu erlauben. Ab und zu kamen zwar einige Pfeile gesaut, doch es bestand nur wenig Gefahr, dass sie trafen. Wir erwiderten dies mit Gewehrsalven, über deren Wirkung wir uns aber keineswegs sicher waren.

Ich musste Pedro zu Hilfe eilen. Das war ich ihm schuldig, auch wenn die Gefahr groß war, dass mich die Indios erwischten. Wenn der direkte Rückweg zum Flugzeugwrack von den Blasrohrmännern blockiert war, dann musste ich eben einen Umweg nehmen. Ich überging Tims Einwände, indem ich ihm klarmachte, dass wir ohne Führer den Tronador wahrscheinlich nie erreichen würden. Les ließ ich aus dem Spiel. Ich legte mein Gewehr ab, entleerte meine Taschen und glitt neben dem Boot vorsichtig ins Wasser. Glücklicherweise schienen hier keine Krokodile in der Nähe zu sein, aber Vorsicht war natürlich stets geboten. Den Revolver hatte ich in eine Gummimatte eingeschlagen und trug ihn über dem Wasser vor mir her.

Ich watete geduckt etwa dreißig Meter dem Ufer entlang, das hier steil genug war, um mich vor unseren Gegnern verborgen zu halten. Schließlich erreichte ich eine Stelle, an der Büsche bis ans Wasser reichten. Ich stieg aus dem Wasser und versuchte, in einem entsprechend großen Bogen von der anderen Seite zum Flieger zu gelangen. Das Trommeln hatte wieder begonnen. Meine Nerven waren zum zerreißen angespannt. Ich durfte mich von den Indios, die ja im Dschungel zu Hause waren, nicht überraschen lassen.

Schon hatte ich das Wrack von der Gegenseite fast erreicht, als ich vor mir seltsame Laute hörte. Ich schlich mich näher und wurde Zeuge eines seltsamen Palavers. Würde mir jemand von dieser Szene berichten – ich würde ihn für unglaubwürdig halten. Aber ich habe es mit eigenen Augen gesehen ...

Vor mir standen etwa ein halbes Dutzend Indios. Als erstes fiel mir ihre geringe Körpergröße auf. Mehr als eineinhalb Meter groß waren sie nicht. Sie waren bis auf einen Lendenschurz nackt und mit Blasrohren versehen, die etwa halb so lang waren wie sie selbst.

Sie redeten auf Pedro ein, den sie, an Händen und Füßen gefesselt an einem Baumast nahe dem Wrack aufgehängt hatten. Unser Führer schien sie zu verstehen, denn gelegentlich antwortete er den Indios in einer mir gänzlich fremden

Sprache. Er schien ziemlich mitgenommen zu sein. Sein Kopf hing herab, und als er ihn gelegentlich hob, erkannte ich, dass sein Gesicht grau und seine Augen blutunterlaufen und starr waren.

Was ging hier vor? Pedros Zustand legte ein schnelles Eingreifen nahe. Ein Gewehr wäre jetzt nützlich gewesen, aber der Revolver würde es auch tun. Ich zog mein Messer und sprang mit angeschlagenem Revolver aus dem Gebüsch. Dabei schrie ich laut auf die Indios ein.

Der Überraschungseffekt hätte größer nicht sein können. Die Indios schienen starr vor Schreck. Ich gab in rascher Folge einige Schüsse ab, wobei ich versuchte auf die Beine der Gegner zu zielen. Bald wälzten sich einige von ihnen schreiend am Boden – der Rest verschwand blitzartig von der Bildfläche.

Zu Pedro zu eilen und ihn von seinen Fesseln zu befreien erforderte nur wenige Augenblicke. Ich ließ ihn zu Boden gleiten und wandte mich um, um mich vor dem erwarteten Pfeilhagel zu schützen. Der kam jedoch zum Glück nicht – er hätte uns auch weitgehend ungeschützt getroffen.

Nun tauchten auch Tim und Les auf. Sie schossen ebenfalls ungezielt durch die Gegend, um die Indios abzuschrecken. Die Schüsse schienen zu wirken, denn wir bekamen keine mehr zu Gesicht.

Nun hatte ich Zeit, mich um Pedro zu kümmern, der mittlerweile das Bewußtsein verloren hatte. Sein Atem ging stoßweise und sein Körper schien von Krämpfen geschüttelt. Und als ich ihn genauer untersuchte, da sah ich, dass in seinem Rücken ein paar abgebrochene Pfeile steckten. Vorsichtig zog ich sie heraus – wieder dieses gelbe Teufelsgift. Ich zermarterte mein Gehirn wie wir ihm helfen konnten, aber kein rettender Gedanke wollte sich einstellen.

Wir trugen Pedro ins Boot. In der prallen Sonne konnten wir nicht bleiben. So gingen wir daran, diesen Ort zu verlassen. Pedro schien sich in einem bedenklichen Zustand zu befinden. Es gemahnte an ein Wunder, dass er trotz der erhaltenen Giftpfeile immer noch am Leben war. Eine wilde Wut stieg in mir auf. Da kam mir Lennox gerade recht, der eben ins Boot steigen wollte. Wortlos riß ich ihn an der Schulter herum: „Das ist für deine Bemerkung, Pedro könnte gemeinsame Sache mit den Blasrohrmännern gemacht haben“. Der Uppercut, den ich ihm verpasste, warf ihn in den Uferschlamm. Fluchend sprang er hoch und wischte sich das Blut vom

Mund. Er wollte sich auf mich stürzen, und ich war in der Stimmung, ihn weiter zu verprügeln. Aber Tim trat entschieden dazwischen.

„Das ist das zweite Mal, dass du mich attackierst. Beim nächsten Mal mache ich dich fertig“, stieß Les wutentbrannt hervor. Infolge des zugefügten Hiebes waren seine gurgelnd hervorgebrachten Laute kaum verständlich. Ich wandte mich ab. Mir war bewußt, dass dies nicht unsere letzte Auseinandersetzung sein würde. Darauf freute ich mich schon jetzt. Mit seiner Gier, das Flugzeug nochmals zu plündern, hatte er uns die Kalamitäten eingebracht.

Wir legten ab und tauchten bald in den Urwald ein. Urwaldriesen säumten das Ufer und verengten sich über den hier nicht breiten Flußlauf zu einem Baldachin. Üppige Schlingpflanzen mit purpurn leuchtenden großen Blütenkelchen hingen hernieder. Besonders bei Flußbiegungen mussten wir auf tief hängende Äste und herausragende Baumwurzeln achten. Viel gefährlicher waren aber Baumstrünke, die unter Wasser versteckt lagen. Wenn wir auf einen solchen trafen und er und den Gummiboden aufschlitzte ...? Was dann geschehen würde, das wollte ich mir erst gar nicht ausmalen. Am Ufer lagen genügend Krokodile, um Schwimmen zu einem äußerst gefährlichen Unternehmen zu gestalten. Von den sicherlich auch vorhandenen *Pirañas*<sup>3</sup> ganz zu schweigen. Deshalb befanden sich stets zwei Mann auf Ausguck, während ein Dritter auf Zuruf das Boot steuerte. Wegen des dichten Blätterdaches und des schmutzigen Wassers waren Hindernisse erst spät erkennbar, sodass ein Ausweichen dann schwierig war.

Ich kümmerte mich um Pedro, hielt seinen Kopf im Schoß und feuchtete sein Gesicht an. Das Gesicht unseres Patienten war aschgrau und eingefallen. Am Nachmittag bekam er Schüttelfrost und hohes Fieber. Wenn nur irgendein Gegengift verfügbar wäre – ich hätte viel darum gegeben. Das Chinin aus der Bordapotheke des Flugzeuges erwies sich als wirkungslos.

An eine Weiterfahrt während der Nacht war wegen der vielen Hindernisse nicht zu denken. So landeten wir kurz vor Sonnenuntergang auf einer Sandbank. Mit einigen gezielten Schüssen verjagten wir herumliegende Krokodile. Ihre Artgenossen stürzten sich auf die Kadaver und balgten sich eifrig darum. Wir trugen Pedro an Land und betteten ihn unter einen riesigen Gummibaum. Er schlug die Augen auf. Die Schüsse hatten ihn offenbar geweckt.

---

<sup>3</sup>

Angriffslustige 15-25cm lange, im tropischen Südamerika vorkommende Raubfische mit messerscharfen Zähnen, wörtliche Übersetzung aus der Tupi-Indianersprache: ‚Zahnfisch‘.

Sein schmerzliches Lächeln ist mir noch heute in Erinnerung. „Laß uns Abschied nehmen, Señor Tom. Du wolltest mich retten, aber da hatten mich die Pfeile schon erreicht. Ich wollte die gelben Blumen finden – nun habe ich das gelbe Gift in mir. Die Indios wollten von mir wissen, weshalb ich euch – weiße Teufel – in ihr Land führe. Sie haben Angst, dass ihr ihnen die Jagdgründe wegnehmen würdet ... Irgendwie kann ich das verstehen, sie verteidigen ihr Gebiet“. Pedros Worte waren zunehmend schwächer geworden. Seine edelmütigen Worte angesichts des Todes beeindruckten mich tief.

„Señor Tromba wird euch weiterführen. Er weiß den Weg. Ich wäre so gerne nochmals in die Berge gekommen. Aber mein Weg ist hier zu Ende“, sprach er die Kameraden an. Die letzten Worte hatte er nur geflüstert. Er schloß die Augen. Die untergehende Sonne warf Schatten auf sein Gesicht. Er verlor zusehens den gequälten Ausdruck. Sein Kopf sank zur Brust. Unser Führer hatte ausgelitten ...

## **14 Bei den hängenden Gräbern**

Über die nächsten Tage gibt es wenig zu berichten. Sie verliefen weitgehend ereignislos. Unsere Bootsfahrt ging ohne Zwischenfälle von statten. Auch den Nebenfluß fanden wir – dank der Beschreibung Pedros – ohne Probleme. Wir versteckten das Schlauchboot in einer Bucht unter tiefhängenden Zweigen – man konnte nicht wissen, ob wir es nicht auf dem Rückweg nochmals brauchen würden.

Am nächsten Morgen ging es das Tal des Nebenflusses empor. Sobald wir an Höhe gewannen, nahm die Vegetationsdichte deutlich ab. Bald mussten wir unsere Macheten nicht mehr benutzen. Auch das Jagdglück war uns hold. Neben reichlichem Fischfang erlegten wir auch einige Schwimmvögel. Sie erinnerten mich an größere Enten und waren wohlschmeckend.

Es kam mir vor, als hätte der Dschungel seinen Tribut erhalten und wäre mit den Opfern zufrieden. Nach all den Widrigkeiten schien nun alles in geordneten Bahnen zu laufen. Ein paar Jahre später<sup>4</sup> erinnerte mich *Luis Bunuels* Meisterwerk *„Pesthauch des Dschungels“* an unsere Geschichte. Auch dort erlebt eine Gruppe von Menschen beim Marsch durch den Dschungel gefährliche Abenteuer und wird

<sup>4</sup>

Man beachte, dass Trombas Geschichte im Jahr 1948 spielt.



sukzessive dezimiert. Am Ende erreichen zwei Personen einen rettenden See. Würde unsere abenteuerliche Reise ähnlich verlaufen? Zu sechst waren wir vom Rio Marañón aufgebrochen – jetzt waren wir nur noch drei.

Lennox und ich gingen uns aus dem Weg. Öfters kam mir der Gedanke, dass eine Dreier-Gruppe erfahrungsgemäß die schlechteste Größe einer kleinen Expedition sei. Falls sich eine Zweier-Koalition bildet, so ist der Außenstehende stets benachteiligt. Aber Tim war diesbezüglich kein Vorwurf zu machen: er verhielt sich beiden gegenüber kollegial. Er versuchte mehrmals, uns zu ‚versöhnen‘ – sah dann aber ein, dass das zwecklos war.

Nach ein paar Tagen erreichten wir ein Hochtal. Immer wieder hatten uns Wegspuren das Vorwärtskommen erleichtert. Wenn es wohl manchmal auch Wildwechsel waren, so deuteten verschiedene Spuren auf den Pfaden auf menschliche Bewohner hin. Aber wir sahen keinen von ihnen, und – nach unseren Erlebnissen mit den Blasrohrmännern – haben wir die Einheimischen auch nicht vermißt.

Die Landschaft hatte sich in dieser Höhe – wir waren in den letzten Tagen an die 2000 Meter gestiegen – drastisch verändert. Die Berghänge waren mit hohem Gras bewachsen. Jetzt, am Ende der Trockenzeit, war es braun und dürr. Wasser, in Form klarer Quellen, gab es jedoch in ausreichendem Maß. Höhere Bäume gab es nicht mehr, dafür aber genug Buschwerk. Die meisten der Stauden und Pflanzen wirkten fremdartig auf mich, vermutlich waren sie endemisch. Dominierend waren die vielen Riesen-Lobelien mit ihren spitz zulaufenden, charakteristischen großen Blätter. Wenn ich im afrikanischen Hochland auch deutlich größere gesehen hatte – diese typischen Hochlandpflanzen beeindruckten mich auch hier. Nachts herrschten in dieser Höhe schon kühlere Temperaturen, und das mitgenommene Zelt leistete uns gute Dienste.

Am Nachmittag des fünften oder sechsten Tages – so genau sind meine Aufzeichnungen nicht – verengte sich das Tal, das wir durchquerten. Die Felsen der Seitenwände wurden allmählich steiler. Nach Tagen der Normalität keimte ein seltsames Gefühl in mir auf. Zwar hatte ich nicht das Gefühl, dass uns unmittelbar Gefahr drohte, aber ich fühlte fast körperlich, dass von der Schlucht, in die wir nun eintraten, ein außergewöhnliches Fluidum ausging.

Ich wandte mich an Tim, um herauszufinden, ob es ihm ähnlich erging. Doch der war stehen geblieben und schaute gebannt nach vorne, die Felswand hoch. „Hängegräber – von einer Größe, wie ich sie noch nie gesehen habe“, sagte er aufgeregt und mit einer gewissen Andacht.

In einer Höhe von etwa hundert Meter bemerkte ich in der Felswand einen erkerartigen Vorbau. Er schmiegte sich in eine Felsnische und war von einigen schmalen Fenstern durchbrochen. Die grau-weiße Farbe des Gemäuers hob sich deutlich von der Felswand ab.

„In einigen Kulturen sind Bestattungen in an Felswänden angebauten Gräbern seit Jahrtausenden gängig“, erklärte Tim, nachdem wir unser Gepäck abgestellt hatten. Und er setzte fort: „Ein Grund ist der Schutz vor Grabräubern. Aber es gibt auch kultische Gründe. Bei den Torajas auf der Insel Celebes liegen die Grabeingänge meist nur wenige Meter hoch. Dennoch hat man in den dahinterliegenden Höhlen wertvolle Funde gemacht. In Westafrika liegen die Gräber bis zu mehreren hundert Meter hoch und die Eingeborenen begraben ihre Stammesfürsten noch heute auf diese Weise“.

Und zu unserer beider Überraschung fügte Les Lennox hinzu „Und seit längeren schon wurde vermutet, dass manche Hochlandindios zur Vorinkazeit ihre Kaziken<sup>5</sup> auf diese Weise begraben haben – Ja, da staunt ihr, aber auch ich habe mich mit Archäologie beschäftigt. Ich schätze, wir haben eine phänomenale Entdeckung gemacht. Also los, da müssen wir hinauf“. „Und du Tom mit deiner alpinen Erfahrung übernimmst die Führung!“ gab Tim die Direktive aus. Gesagt – getan.

Der Zugang zu den Hängegräbern führte offenbar durch eine Felsrinne. Hier war nur der Einstieg schwierig zu bewältigen. Ich kletterte voran, und die Gefährten folgten. Im weiteren Verlauf der Rinne entdeckten wir sogar Kerben, die im Felsen in Schrittweite als Steighilfe eingehauen waren. Schon nach kurzer Zeit befanden wir uns unter dem jetzt über uns vorspringenden Mauerwerk. Hier endete jedoch der Steig abrupt. Da es nicht weiterging, untersuchte ich die Wand vor mir. Und tatsächlich – als ich sie mit dem Revolverkolben abklopfte, klang es an einigen Stellen hohl. Doch so sehr ich mich bemühte, ich konnte den Zugang nicht finden. Vermutlich war der Eingangsmechanismus im Laufe der Jahrhunderte defekt geworden. Als auch Tim vergeblich sein Glück versuchte, sah ich mich nach einem

---

5

Kazike (cacique) = Stammesfürst

Ausweg um. Ja – das schien zu gehen. Ein, zwei Klimmzüge und ich stand auf einem schmalen Absatz vor dem an den Felsen geklebten erkerartigen Vorbau. Meine alpine Klettererfahrung erwies sich hier von Vorteil. Eine Holztüre hing schief in den Angeln. Ich wollte schon weitergehen, aber Tim bestand darauf, dass ich ihn nachholte. Mit einem kurzen Seil wäre das ein Kinderspiel gewesen, aber wir hatten keines. Kurz entschlossen band ich meinen Gürtel ab und zog Tim mit Schwung nach oben.

Da dann noch Lennox beschwor, ihn auch nach oben zu ziehen, taten wir dies. Ich hatte kein gutes Gefühl dabei – der Rückweg würde sich schwieriger gestalten.

Gespannt betraten wir das ‚Hängegrab‘. Doch das Innere erwies sich zunächst als Enttäuschung. Er bestand aus einem einzigen leeren Raum, der sich der Länge nach an dem Felsen anschloß. Mittels der Stablampe entdeckten wir an der Rückwand einen niedrigen Eingang. Mit unseren Stablampen, die wir vorausschauend mitgenommen hatten, leuchteten wir hinein. Nach ein paar wenigen Schritten teilte sich der Gang, links ging es steil bergab, rechts etwas flacher nach oben. Da Tim und ich annahmen, dass ein Grab eher unten zu finden sei, tasteten wir uns hinunter. Nach einer Wendung um 180 Grad kamen wir zu einer Querwand. Hier ging es nicht weiter und wir verbrachten einige Zeit, um weiterzukommen.

## **15 Les Lennox Ende**

Da erklang ein schriller Schrei, der mich fatal an den letzten Laut erinnerte, der von Señor Sanchez zu hören gewesen war, bevor er den Ameisen und dem Feuer zum Opfer fiel. Danach ein zweiter – so schrie nur ein Mensch in höchster Gefahr. Schnell eilten wir die wenigen Stufen zurück hinauf. Im Raum war niemand. Von ferne wieder ein Laut, diesmal ein Hilferuf.

„Der rechte Gang!“ stieß Tim hervor und eilte voraus. Ich folgte unmittelbar hinter ihm. Nach wenigen Schritten waren die Lampen überflüssig, da wir ins Freie gelangten. Hier bot sich uns ein dramatisches Bild. Unmittelbar hinter dem Ausgang, an dem wir jetzt angelangt waren, lief ein schmaler, steil ansteigender Pfad empor. Etwa zwanzig Meter weiter endete er an einem anderen, direkt in dem Felsen eingelassenen Gebäude. Nur aus der Nähe konnte man erkennen, dass es sich um Mauerwerk handelte, da Farbe und Maserung der Oberfläche mit der des Felsen

übereinstimmte. Da dieser zweite erkerartige Vorsprung so gut getarnt war, hatten wir ihn von unten nicht erkennen können.

All dies war aber nebensächlich im Vergleich mit dem was sich unmittelbar vor dem oberhalb liegenden Bauwerk abspielte. Auf einem kleinen Felsvorsprung sprang Lennox wie wild geworden umher, dabei wie am Spieß brüllend. Die Ursache seiner Panik wurde uns erst bei näherem Hinschauen offenbar. Er war von einem ungeheuren Schwarm von Insekten umringt, die offenbar ständig auf ihn einstachen.

„Killerbienen – er hat ihre Ruhe gestört und sie verteidigen ihren Stock im Inneren des zweiten Grabes!“ erkannte Tim. „Dort drüben ist er unrettbar verloren“, fügte er hinzu und schrie ihm zu „Los, Les, komm zurück ...“ Lennox der eben zu Boden gesunken war, wurde niedergedrückt vom unablässig bedrängenden Bienenschwarm. Trotz der Entfernung von mehr als zwei Dutzend Metern war jetzt das Summen der Bienen bis zu uns zu hören.

Der so Bedrängte raffte sich laut fluchend auf und schlug auf den angriffslustigen Schwarm panisch ein. Und dann begann er den schmalen Pfad abwärts zu torkeln.

„Vorsicht, Les, der Pfad ist ganz schmal!“ rief ihm Tim zu und eilte ihm ein paar Schritte entgegen. Doch schon geschah das Schreckliche. Les stolperte, hing einen Augenblick über dem Abgrund, warf sich dann aber in Richtung Felswand. Er versuchte sich daran festzuhalten – vergeblich. Er stürzte auf den Pfad – ein lautes Prasseln – der Steig brach weg. Und mit einem schrecklichen Schrei, der in meiner Erinnerung noch heute in meinen Ohren klingt, stürzte er samt den Felsbrocken des ausgebrochenen Pfades in die Tiefe. Unten hörte man ein hartes Aufschlagen. Wir waren wie erstarrt.

Der Schwarm der Bienen hatte über der Absturzstelle innegehalten. Ihr Summen war deutlich leiser geworden – sie hatten ihren Zweck erreicht und den Eindringling vertrieben.

Nach kurzen Schrecksekunden eilten wir zurück, in den unteren Gang hinein. Wie wild klopfen wir die Felswand ab, und bald ließ sie sich mit lauten Knirschen beiseite stoßen. Wir flogen den Steig hinunter. Doch jede Hilfe für Les Lennox war vergebens. Er lag mit verdrehtem Rückgrad und zerschmettertem Schädel am Fuß der Wand.

Wir haben ihn am Fuß der Felswand unter jenen Steinen begraben, die ihm zum Verhängnis geworden waren. „Er hatte seine Nachteile“, meinte Schwed, „das wissen wir. Die Goldgier hat ihn hierher getrieben. Er ist mit uns gegangen, weil er schnell reich werden wollte. Das andere hat ihn wenig interessiert. Aber er war unser Kamerad – der Herr sei ihm gnädig ...“

Les hatte seine Sünden abgebußt. Ein solch grausiges Ende hatte er nicht verdient.

Jetzt waren wir nur noch zu zweit. Tim schien ebenso zu empfinden, er reichte mir die Hand: „Jetzt müssen wir unsomehr zusammenstehen, sonst ist es mit der Expedition vorbei“.

Danach stiegen wir nochmals auf. Doch auch bei diesem Unternehmen war uns kein Erfolg beschieden. Zwar war der Einstieg ins erste ‚Haus‘ nun leichter, da der untere Gang frei passierbar war. Aber dann kam die große Enttäuschung.

Wir tasteten uns den Steig bis zur Unglücksstelle. Weiter kamen wir nicht. Der Steig war auf der Länge von mehreren Metern weggebrochen. Ohne Seil war diese Stelle nicht zu überbrücken. So sehr wir uns bemühten – wir erreichten den zweiten ‚Erker‘ nicht.

Da hörte ich Tim erstmals laut fluchen. „Verdammt und zugenäht – vor uns liegt vermutlich das eigentliche Grab. Darin befinden sich – falls es nicht zuvor ausgeraubt worden ist – Mumien der Vor-Inkas. Vor allem die Grabbeigaben wären von unschätzbarem Wert. Bisher hat man kaum Hängegräber von Wolkenmenschen gefunden“.

So mussten wir nur wenige Meter vor dem ersehnten Grab aufgeben. Vermutlich hängt es heute noch unberührt in der Felswand – es könnte nur durch eine gewagte Kletterei mit Ausrüstung, also Seil und Haken, erreicht werden.

Nun untersuchten wir noch das erste ‚hängende Haus‘ sorgfältig. Dabei entdeckten wir in der Rückwand eine Nische, die wir zuvor in der Eile übersehen hatten. In ihr lagen drei Mumien in Hockstellung. Zwei waren nahezu verfallen, aber die in der Mitte war noch in besserem Zustand. Die zierliche Gestalt der Toten war von einem netzartigen Mantel umhüllt. Die pergamentartige Haut spannte sich straff

über den Totenschädel. Die bleckenden Zähne gaben ihm den Anstrich eines schmerzlich verzerrten Gesichtsausdrucks. Bei vorsichtiger Untersuchung fanden wir kaum Grabbeigaben, lediglich ein paar Armbänder aus Bronze lagen da ...

Nach Tims Meinung diente diese Grabkammer zur Bestattung der Bediensteten oder Wächter der Stammesfürsten, die sich vermutlich im oberen Hängegrab befanden. Aber dies war – wie erwähnt – leider für uns unerreichbar.

Der Bienenschwarm war verschwunden. Ich nahm an, dass sie sich in den Grabraum zurückgezogen hatten. Dort fungierten sie sozusagen als natürliche Wächter der unbekannt archäologischen Schätze. Ein paar von den Biestern sahen wir allerdings noch aus der Nähe. Mit fünf Zentimeter Länge wirkten sie gefährlich. Mit ihrem Gift waren sie imstande, auch größere Feinde, etwa Menschen, zu töten.

Mehr gibt es über dieses traurige Ereignis nicht zu berichten. Am Nachmittag verließen wir den Unglücksort. Wir waren uns einig, dort nicht zu übernachten. Wir gingen noch zwei Stunden. Dann war das Tal zu Ende. Unsere Stimmung war gedrückt und wir sprachen kaum miteinander. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Wir ahnten nicht, dass wir an der Schwelle zu einer Reihe weiteren überaus interessanten Abenteuer standen. In gewissem Sinn stellten die Ereignisse seit Iquitos nur ein Vorspiel zum eigentlichen Geschehen dar ...

## **16 Die Treppe zum Himmel**

Am Fuß des Berges schlugen wir unser Lager auf. Es war eigentlich zu früh am Tage, doch der folgende Anstieg würde noch Stunden in Anspruch nehmen.

Die Szenerie war eindrucksvoll. Wir befanden uns in einem weiten Hochtal, das von einem kleinen Fluß durchzogen war. Dieser wurde von einer Reihe von Bächen gespeist, die aus Höhlungen in den Felswänden austraten. Wir konnten mehr als ein Dutzend Wasserfälle in verschiedenen Entfernungen betrachten.

Das Zelt war bald aufgeschlagen, und wir verzehrten am angefachten Lagerfeuer ein karges Mahl. Da wir vom stetigen Auf und Ab des heutigen Marschtages erschöpft waren, legten wir uns schon bei Sonnenuntergang zur Ruhe.

Aus dem offenen Zelt bestaunten wir den türkis-blauen bis blaß-rosa gefärbten West-Himmel. Ich fühlte mich nach all den Strapazen erstmals wieder mit der Welt im Gleichgewicht ...

Als ich erwachte, herrschte dunkle Nacht. Nach dem Stand der Sterne hatte ich nicht mehr als drei Stunden geschlafen. Als ich aus dem Zelt kroch, war ich von einem faszinierenden Schauspiel umgeben: Myriaden tanzender Lichtpunkte bewegten sich am Berghang.

„Es sind die *Mariposa Luminosa*<sup>6</sup>. Jetzt, am Ende der Trockenzeit, sind sie am Hochzeitsflug. In einer derartigen geballten Ansammlung habe ich sie allerdings noch nicht gesehen“, erklärte Tim andächtig. „Sie fliegen nur zwei, drei Nächte, und wer sie sieht, dessen Wünsche gehen, nach unserer Legende, in Erfüllung ...“

Der leuchtende Reigen war jedoch nicht das einzige Naturphänomen, das uns beeindruckte. Im Westen hatte sich ein opalisierendes Zodiakallicht aufgebaut. In tropischen Breiten kann man es nicht selten beobachten. In dieser Intensität war es jedoch neu für mich.

Am nächsten Morgen begannen wir bei Sonnenaufgang mit dem Anstieg. Bald erreichten wir Steigspuren, die später in einen richtigen Pfad übergingen. Bei Steilstellen erkannten wir zu unserer Überraschung behauene Steine.

„Dies ist eine der Treppen zum Himmel“, erklärte Tim. „Sie wurden schon vor langer Zeit von den Ureinwohnern geschaffen, um mit den Völkern bei Sonnenaufgang Kontakt zu halten“. Er setzte begeistert fort: „Erstmals sehe ich einen Pfad aus der Vor-Inkazeit. Die Wolkenmenschen haben ihn angelegt, wohl um Handelsbeziehungen mit den Tieflandindianern zu unterhalten. Eine nicht unwahrscheinliche Theorie besagt auch, dass die Indios de Nubes seinerzeit vom Amazonas ins Hochland eingewandert sind“.

Manche der Steinstufen waren stark ausgetreten. Wieviele Indios, Handelskarawanen und Soldatentruppen, mochten hier vor Jahrhunderten auf- und abmarschiert sein. Würden wir Nachfahren der Wolkenmenschen in den Bergen antreffen? Auf welcher Stufe der Entwicklung würden sie stehen?

---

6

leuchtende Schmetterlinge

Solche und andere Gedanken über das Schicksal der Indios kreisten in mir. Ich war in eine seltsam nachdenkliche, aber auch aufgewühlte Stimmung gelangt. Nicht oft befand ich mich in einer solchen. Aber ein derartiger Gefühlszustand war dann immer mit dem Auftreten ganz besonderer Erlebnisse verbunden. Bahnte sich eine Vorahnung von neuen Abenteuern abseits vom Alltag an?

Der Pfad wand sich – geschickt angelegt – in Serpentina bergauf. Steilere Stellen waren mit den erwähnten Stufen leicht zu bewältigen. Mittags hielten wir nur eine kurze Rast. Meine seltsame Unruhe hatte sich gesteigert und ich drängte zum Aufbruch. Als wir höher kamen, wurde das Panorama spektakulär. An diesem recht klaren Tag konnte man weit aussehen. Bergkette reihte sich an Bergkette, und dahinter breitete sich das Tiefland aus, von dem wir unter so vielen Strapazen ein Stück durchquert hatten. Keine Wolke stand am Himmel – von der anbrechenden Regenzeit keine Spur.

Der Tag neigte sich dem Ende zu. Trotz des anstrengenden Marsches war ich nicht müde, ja fast aufgeputzt. Der Weg wurde jetzt steiler. Ich stieg die steinerne Treppe mühelos empor. Ihr Ende war abzusehen, da der Berg in ein Plateau überzugehen schien. Tim war längst zurückgeblieben, aber er konnte den Weg nicht verfehlen.

So emporsteigend hatte ich das sichere Gefühl, unmittelbar vor etwas Großem zu stehen. Der Himmel nahm wieder die türkise Farbe von gestern an, Vorboten der bald rasch einfallenden tropischen Dämmerung. Ich beschleunigte meine Schritte. Die Treppe führte jetzt steil gerade nach oben – direkt in den Himmel wie es schien. An ihrem Ende zeichneten sich zwei spitze, hohe Felskegel ab ...

Als ich etwas unterhalb der beiden Kegele angelangt war, merkte ich, dass der Pfad dort vorerst seinen höchsten Punkt erreichte und zwischen ihnen durchführte. Dort stand, von der tiefstehenden Sonne beleuchtet, eine in einen Poncho gehüllte Gestalt. Als ich näherkam, merkte ich, dass es sich um eine junge Frau handelte.

Die folgende Begegnung werde ich bis ans Ende meiner Tage nicht vergessen. In ihrer Einmaligkeit und Intensität ist sie so glasklar in meiner Erinnerung eingraviert, als wäre sie gestern geschehen. Jetzt noch, im Herbst meines Lebens, wenn ich dies niederschreibe, durchrinnt mich ein Schauer der Erregung. Das damals herrschende ‚Fluidum‘ der Begebenheit, lässt sich mit Worten nur unzureichend einfangen.



Ich blieb wie gebannt auf den letzten Stufen der Treppe stehen. Ihr von blauschwarzen langen Haaren umrahmtes Gesicht war im Sonnenlicht klar zu sehen. Ich war wie von einem elektrischen Schlag getroffen. Dieses Gesicht war mir vertraut – in meinen Träumen war mir diese Frau wiederholt begegnet. Und jetzt stand sie leibhaftig vor mir, hier in der Wildnis der Ostkordillere, am Ende der Himmelstreppe.

Sie kam mir ein paar Schritte entgegen. „Ich habe lange gewartet, doch jetzt bist du endlich da. Ich bin *Moana* ...“

## **17 Moana**

Ihre Stimme war melodisch und überraschend tief. Die beiden Sätze hatte sie in akzentfreiem Spanisch gesprochen. Sie blickte mich mit großen, nachtschwarzen Augen an. Ihre Haut war bronzefarben. Ihr Gesichtsausdruck war eine Mischung von Interesse und Neugierde, wobei auch etwas Skepsis mitzuschwingen schien.

„Willkommen an der ‚*Porta de las Piedras*‘<sup>7</sup>. Der Himmel hat sich für unser Treffen geschmückt“. Sie reichte mir ihre Hand und wies mit der anderen hinter mich. Eine einzigartige Szenerie tat sich auf: Ein wunderschöner Regenbogen spannte sich über die untergehende Sonne. Eben schoben sich dunkle, gezackte Wolken vor die Sonne. „Im Tiefland regnet es, und auch hier beginnt die Zeit des fallenden Wassers“, fand Moana eine rationale Erklärung für das Naturphänomen.

Sie lächelte mich an. Ich war von all dem überwältigt. Mir fiel nichts anderes ein als zu sagen: „Moana – woher kommt es, dass du diesen Namen aus der Südsee trägst ...?“

„Mein Großvater, der Stammesfürst der Wolkenmenschen war, ist in seiner Jugend zur See gefahren. Er hat sich seine Frau von der fernen Insel *Fatu Hiva* geholt. Moana, das bedeutet auf polynesisch ‚Welle‘ – und so wurde ich benannt“.

---

<sup>7</sup>

„Ich kenne diese Insel der Marquesas“, antwortete ich. „Du musst mir davon berichten“, entgegnete sie mit einem Anflug von Sehnsucht. „Ich will die Heimat meiner Ahnen besuchen. Vielleicht nimmst du mich einmal dorthin mit ...“

Ich war verblüfft wegen dieser Direktheit. Obwohl wir uns erst Minuten kannten, schien mir Moana vertraut. Und dies schien auf Gegenseitigkeit zu beruhen.

Im Osten nahm der Himmel zunehmend die violette Farbe der Dämmerung an. Seit dem Verschwinden der Sonne war es kühl geworden. Moana reichte mir einen Behälter mit einem leicht bitter schmeckenden Getränk. „Es enthält Coca und wird dich stärken. Du wirst müde sein ... Ich hoffe, dein Gefährte erscheint bald. Ich werde euch zu einer Behausung führen, die nur wenige Minuten jenseits des Steintores liegt“.

„Woher weißt du, dass ich nicht allein bin und mein Freund hinter mir ist?“ fragte ich erstaunt. „Und wie konntest du eingangs sagen, du hättest auf mich gewartet. Woher wusstest du, dass ich komme?“

„Schau, Tom Tromba, ich könnte dir jetzt nicht die Wahrheit sagen. Aber es soll keine Lüge zwischen uns stehen“, antwortete Moana.

Ich war erstaunt wie selten zuvor. Moana kannte sogar meinen Namen. „Ich kann Dinge sehen, die sich weitab, räumlich wie zeitlich, ereignen. Bei meinem Volk nennt man diese Fähigkeit ‚Zweites Gesicht‘. Ich habe euch kommen sehen, lange bevor du die Himmelstreppe emporgestiegen bist. Deshalb habe ich hier auf euch gewartet ... Diese Gabe kann zum Segen, aber auch zum Fluch gereichen. Unter gewissen Bedingungen geht sie auch verloren. Jedenfalls muss ich damit auskommen“. Die letzten Worte hatte sie mit einer gewissen Ergebnisheit gesprochen, wobei auch ein Quantum Bitterkeit mitzuschwingen schien.

Das Erscheinen von Tim enthob mich einer Antwort. Mein Freund, der ziemlich erschöpft zu sein schien, war von Moanas Gegenwart sichtlich überrascht. Er sah mich fragend an.

Moanas Verhalten war unerwartet. Während sie zu mir freundlich und zutraulich gewesen war, betrachtete sie ihn eher mit Abneigung. Ich übernahm die Vorstellung: „Tim Schwed, der Leiter unserer Expedition – oder vielmehr, was

davon übrig geblieben ist. Und dies ist Moana vom Volk der Wolkenmenschen. Sie wird uns eine Hütte zeigen, in der wir übernachten können“.

Moana nickte ihm zu, schien aber die ihr zum Gruß gereichte Hand zu übersehen.

„Kommt jetzt weiter zum Haus am See. Morgen wird mein Bruder *Huayná* über eure Bleibemöglichkeit entscheiden ...“, sprach Moana mit kalter Stimme. Die Stimmung, die sich zwischen Moana und mir aufgebaut hatte, hatte durch Tims Ankunft ein jähes Ende gefunden. Moana führte uns den Pfad zwischen den beiden Felstürmen hindurch. Hatte sie nicht vom ‚Steinernen Tor‘ gesprochen? Und da kamen mir die Worte der Indianerin auf der <<Rio Marañón>> ins Gedächtnis. Bei ihrer Weissagung war doch von zwei Toren die Rede gewesen. Durch eines waren wir eben geschritten. Was würde mit dem anderen sein?

Der Pfad senkte sich zunächst leicht. Nach wenigen Metern führte er steil bergab. Wir bogen um eine Felsnase – und blieben gebannt stehen. Unter uns lag ein kleiner See, in den der aufgehende volle orangefarbige Mond sein silbrig gleißendes Licht warf. Dies vermittelte den Eindruck, dass sich der Weg zum Mond hin zu fortsetzte.

„*El Sentendo à la Luna*<sup>8</sup>“, sagte Moana andächtig. „So nennen wir das Licht, das der Mond aufs Wasser wirft und stellen uns vor, dass man auf ihn hinaufgehen kann, wenn man reinen Herzens ist ...“ Die letzten Worte schien sie dabei betont an uns zu richten. Ich hatte den unbestimmten Eindruck, dass sie damit den Zweck unseres Hierseins ansprach, die Suche nach den Himmelsblumen.

Noch ein paar Minuten standen wir am Ufer des Sees. Der lag bewegungslos und unheimlich wie ein tiefschwarzes Auge vor uns. Am Ufer erhob sich ein an eine hohe Felswand gelehntes kleines Steinhaus, in das uns Moana führte. „Diese Behausung wird euch vor der Kälte der Nacht schützen und Euren Bedürfnissen gerecht werden ...“, sagte sie beim Eintritt. Sie schob eine Matte zur Seite, mit der der Eingang verhängt war. Zu all den Überraschungen, die der heutige Tag geboten hatte, kam jetzt noch der Zustand unserer Herberge. Sie bestand aus zwei Räumen, in denen einige mit Fellen bedeckte Lagerstätten vorhanden waren. Es gab eine Feuerstelle, an der genügend Holz aufgeschlichtet war – nicht ganz selbstverständlich, da wir uns schon knapp oberhalb der Baumgrenze befanden.

---

<sup>8</sup>

Der Pfad zum Mond.

Bald prasselte ein lustiges Feuer und im Kessel kochte eine kräftige Fischsuppe. Danach gab es gebratenen Fisch mit Süßkartoffeln, das beste Essen seit Iquitos. „So ein See in der Nachbarschaft ist schon etwas Praktisches“, schmunzelte Tim nach beendeter Mahlzeit.

Nachdem wir uns gestärkt hatten, wollte Tim von Moana allerhand wissen: Von welchem Dorf sie sei, wo dieses liege, wie weit es zum Monte Tronador sei und eine Menge anderer Dinge.

Moana, die uns bei der Bereitung des Mahles und Einrichtung des Hauses geholfen hatte, antwortete ihm nicht. Deutlich hatte ich ihren Unmut über Tims bohrenden Fragen gemerkt.

„Wir sind alle müde, verschieben wir das Gespräch auf morgen“, half ich Moana, die mir einen dankbaren Blick zuwarf.

Tim zog sich ein wenig beleidigt zu einem Rundgang zurück. Als er nach kurzer Zeit zurückkehrte, schien er beruhigt. „Mir scheint, wir sind hier sicher. Die Nacht scheint nicht kalt zu werden, was in dieser Höhe eine Seltenheit ist. Das Wetter wird mit dem schwindenden Mond wechseln ...“

Wir wünschten uns eine gute Nacht. Wir zwei schliefen auf den Lagern bei der Feuerstelle, Moana zog sich in den anderen Raum zurück. Bald zeigten melodische Atemgeräusche, dass Tim sich in Morpheus Arme begeben hatten ...

## **18 Die Nacht der Nächte**

Ich war viel zu aufgewühlt, um rasch einschlafen zu können. Was hatten die letzten paar Stunden gebracht – die unverhoffte Begegnung mit einer interessanten, wunderschönen Frau, der Regenbogen, das zweite Gesicht Moanas, der vom Mondschein übergossene See ... Meine Gedanken kreisten um die Prophezeiung der alten Indianerin am Marañón. Ich musste doch etwas geschlafen haben, war jetzt aber plötzlich hellwach. Wie von einer inneren Automatik getrieben erhob ich mich, schlug die Türmatte zurück – und stand vor Moana. Ihr Antlitz war zur Hälfte vom Mondlicht silbrig übergossen. Sie empfing mich mit einem seltsamen Ausdruck.

„Du bist meinem Ruf gefolgt, Tom. Unsere Zeit ist zu kostbar, als dass wir sie mit dem Bruder des Todes – denn das ist der Schlaf – verbringen sollen. Komm – laß uns miteinander sprechen. Ich habe so lange darauf gewartet ...“

Sie reichte mir beide Hände. Ich fühlte, dass sie warm, trocken und zierlich waren.

„Schau, Tom, wird sind füreinander geschaffen“, flüsterte sie. „Ich habe dich mit meinem inneren Auge gesehen, seit ich vom Kind zum Mädchen geworden bin, habe ich von dir geträumt ...“

Heute, nach mehr als dreißig Jahren erinnere ich mich noch gut an die Gefühle, die Moanas Worte in mir auslösten, damals in dieser verzauberten Mondnacht in den Anden ... Es war auch ihre Unbefangenheit, mit der sie sich mir öffnete, die mich so fesselte. Mir kamen all die Unstimmigkeiten in den Sinn, die vielen Disharmonien fielen mir wieder ein. Mit der rückläufigen Venus im Geburtshoroskop war nach Meinung meiner Astrologie treibenden Tante nicht sonderlich viel zu erwarten. Ich hatte bisher nicht viel Glück mit meinen Partnerinnen gehabt. Aber jetzt ...? Ein neuer Anfang?

Ich erzählte Moana von der Eitheorie des griechischen Philosophen Plato. Die Idee von den zwei zusammenpassenden Eihälften gefiel ihr sehr und sie flüsterte kaum hörbar „Wir gehören zusammen. Wir haben immer zusammengehört. Auch wenn uns nicht viel Zeit bleibt ...“

Eine wilde Sehnsucht packte mich. Als wir uns küssten dachte ich an die Himmelstreppe, die mich zu ihr empor geführt hatte. Und dann versank alles um uns, zurück blieben nur wir beide ...

„Dies ist die Nacht des vollen Mondes“, flüsterte mir Moana nach langer Zeit ins Ohr. „Die Welt ist das Gleichgewicht, zuvor ist der Mond gewachsen, danach nimmt er ab. Wir sind das Spiegelbild dieses Zustandes und seiner Änderung. Das Gleichgewicht währt nur kurz, bedenke das“.

Ein intensives Gefühl erfaßte mich, in das sich – seltsam genug – die Vorahnung eines leisen Schmerzes mischte. „Wir werden zusammengehören, auf immer“, versprach ich. Sie wandte sich ab „Laß uns in der Gegenwart leben – ich,

nein wir beide, haben lange darauf gewartet. Schau, der Mond neigt sich bald zum Untergang“. Der Himmel hatte sich mit einem milchigen dünnen Schleier überzogen, hinter dem der Mond etwas verschwommen glänzte.

„Morgen werden wir – und ich hörte sie seufzen – über eure Suche nach den Blumen des Himmels sprechen. Ihr seid nicht die ersten, die zu uns kommen, um sie mitzunehmen ...“

Woher wusste sie vom Ziel unserer Expedition? Aber dafür war morgen auch noch Zeit – jetzt waren Herz und Hirn noch zu voll von der lieben Begegnung ...

Wir gingen ins Haus. Ich nahm ihren Kopf nochmals in beide Hände und wir küssten uns zärtlich. Ich sank auf mein Lager und fiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

## **19 Der Überfall**

Ich erwachte mit einem geradezu ungeheuren Glücksgefühl. Die Welt war im Gleichgewicht. Wie klein und unbedeutend erschienen mir all die Anstrengungen der letzten Zeit, ja der vergangenen Jahre. Nichts würde mehr so sein wie zuvor ...

Ich erhob mich vom Lager. Keiner der Gefährten war im Haus, auch Moana nicht. Ich trat hinaus und blickte in einen wolkenverhangenen Himmel. Ja, wir waren im Land der Wolkenmenschen. Doch wo waren diese?

Ich ging die paar Schritte zum See. Gestern war er mir noch wie ein rätselhaftes, unheimliches Auge erschienen. Heute war er ein Quell der Erfrischung, als ich mich im eiskalten Wasser wusch.

„Du hast ja einen gewaltigen Eindruck auf die Lady gemacht“, tönte es hinter mir. Tim war lautlos hinter mich getreten. Feixend grinste er mich an. „Mir soll es recht sein, vielleicht hilft es uns bei ihren Stammesbrüdern weiter. Allerdings ist sie heute morgen verschwunden. Ich bin seit mehr als einer Stunde wach – da war sie schon weg“. Eigentlich wollte ich Tim scharf antworten, aber seine letzte Bemerkung lenkte mich ab. Wo war Moana? Nach dieser Nacht war sie ohne Abschied gegangen?

„Ja, sie ist weg, und ich habe schon nach ihr gesucht, während du noch schliefst. Sie soll endlich meine Fragen beantworten. Wer weiß, ob das Objekt unserer Begierde nicht mehr weit von hier ist. Ich habe so ein Gefühl. Im Manuskript der Franziskaner ist von einem See, dem ‚Lago de las Nubes‘ die Rede, am Fuß der Tronadors. Durch die Wolken kann man aber nicht sehen, ob da hinten ein gewaltiger Berg ist, aber es würde mich nicht wundern ...“

Ich hörte nur mit halbem Ohr hin. Wie unwichtig war mir das seit gestern abend geworden.

Dann öffnete urplötzlich der Himmel seine Schleusen. Die Regenzeit hatte eingesetzt. Wer die Tropen kennt, weiß, was Regen dort bedeuten kann. Binnen Sekunden waren wir naß bis auf die Haut, bevor wir noch das Haus erreichten.

Wir warteten, aber nichts ereignete sich. Mir ging Moanas Verhalten im Kopf herum. Ich konnte mir nicht erklären, weshalb sie uns verlassen hatte, ohne mir das vorher zu sagen. Es musste etwas Unvorhergesehenes eingetreten sein, aber was? Leise Zweifel an ihrer Wahrhaftigkeit meldeten sich, die ich so gut es ging zu unterdrücken versuchte. So schnell war das Gleichgewicht verloren.

Der Regen wurde schwächer, hörte aber nicht auf. Wir konnten aus den beiden Fenstern und der Tür genügend weit sehen, um eventuell Ankommende rechtzeitig wahrnehmen zu können. So unbewohnt war die Gegend vermutlich nicht. Das Steinhaus, die Ausrüstung darin und schließlich auch Moana selbst – das alles legte die Anwesenheit von Einheimischen nahe. Doch wo waren sie? Niemand erschien. Inzwischen hatten wir im See mehrere Fische gefangen. Süßkartoffeln und Feuerholz gab es genug, und Wasser bot der See – verhungern würden wir hier nicht.

Tim hatte sich nach der Mahlzeit zur Mittagsruhe niedergelegt. Der Regen hatte aufgehört. Ich saß auf der Steinbank vor der Tür, sah zum See hinunter und dachte an die aufwühlenden Ereignisse der vergangenen Tage und Stunden zurück: die hängenden Gräber mit den grauenhaften Killerbienen, der Absturz von Les, meine Begegnung mit Moana ...

Das Glücksgefühl von heute morgen war einer nie gekannten Stimmung gewichen. Mir war, als wolle mir eine innere Stimme etwas mitteilen, mich vor einer Gefahr warnen. Aber wovor?

Da hörte ich ein Geräusch. Ich spähte umher, konnte die Ursache nicht wahrnehmen. Da – noch einmal ... und dann wie das Zuklappen einer Tür. Es schien vom Inneren der Hütte zu kommen. Ich schob die Matte zurück. Tim lag nach wie vor ausgestreckt da. Ich hatte mich wohl getäuscht. Als ich mich wieder umwandte, um meinen Beobachtungsplatz wieder einzunehmen, glitt etwas über meinen Kopf. Ein scharfer Ruck – eine Schlinge hatte sich um meinen Hals gelegt und wurde zugezogen. Der überraschende Angriff eines unsichtbaren Gegners riß mich zu Boden. Automatisch versuchte ich die Schlinge von meinem Hals wegzubekommen – vergebens. Mir blieb die Luft weg und ich schlug wahllos um mich. Rasende Feuerkreise schienen vor mir zu tanzen, die Wirbel verdichteten sich und ich verlor das Bewußtsein.

Das erste, was ich beim Aufwachen empfand, waren scharf einschneidende Fesseln an Armen und Beinen. Stöhnend schlug ich die Augen auf. Mein Hals schmerzte. Noch hing die Lederschlinge, deren Zuziehen mich außer Gefecht gesetzt hatte, um meinen Hals.

Tim lag ebenfalls gefesselt neben mir. „Eine schöne Bescherung, in die du uns gebracht hast. Nicht einmal fünf Minuten kannst du aufpassen ...“, sprach er mich vorwurfsvoll an. Ich erwiderte nichts. Er hatte recht: ich hatte mich wie ein unerfahrener Gringo überrumpeln lassen. Aber wie hatte das geschehen können? Erst später fand sich des Rätsels Lösung: Zum Steinhaus existierte ein geheimer Gang. Die Indios hatten ihn benutzt und waren durch eine Steintür – deshalb auch das Klappen! – in den hinteren Raum eingedrungen, und hatten uns so ohne Probleme überwältigen können.

Ein paar Indios standen um uns herum und betrachteten uns mit finsterner Mine. Sie unterschieden sich im Aussehen deutlich von den Blasrohrmännern. Sie waren größer und hatten dunklere Gesichtszüge. Gekleidet waren sie in Ponchos und trugen für die Hochlandbewohnern typischen spitzen Mützen mit Ohrenklappen.

Als sie bemerkt hatten, dass ich aus meiner Bewußtlosigkeit erwacht war, redete mich einer von ihnen in gebrochenem Spanisch an: „Ihr seid ohne Erlaubnis in



unser Gebiet eingedrungen. Wir werden euch in unser Dorf bringen. Dort wird der Rat der Ältesten über Euer Schicksal entscheiden ...“

Tim übernahm die Antwort. Er sprach von unserem Regierungsauftrag, protestierte entschieden gegen unsere Gefangennahme und verlangte die Abnahme unserer Fesseln. Mir war von vornherein klar, wie zwecklos sein Protest war. Der Indianer entgegnete, dass ihm Tims Einwände egal seien und wir Gefangene blieben. Anstatt mich in die Diskussion einzumengen, betrachtete ich den Sprecher näher. Offenbar war er der Anführer. Seine Leute behandelten ihn respektvoll und mit Ehrerbietung. Später stellte sich heraus, dass er nicht nur der Führer des Trupps, sondern der Kazike des Stammes war. Sein markant geschnittenes Gesicht erinnerte mich an irgend etwas, das ich aber im Moment nicht zuordnen konnte. Er machte einen entschlossenen und intelligenten Eindruck. Keine Spur von der Stumpfheit und Teilnahmslosigkeit der Indios, die wir in Iquitos und am Schiff gesehen hatten. Ich nahm an, dass wir auf Vertreter der ‚Wolkenmenschen‘ getroffen waren. Das Zusammentreffen mit ihnen hatten wir uns aber doch etwas anders vorgestellt.

„Zwecklos mit denen zu verhandeln“, meinte Tim. „Wenn wenigstens Señor Sanchez noch mit dabei wäre ...“ „Das würde uns auch nichts nützen, Iquitos ist fern – die Indios werden sich den Teufel um einen Regierungsauftrag scheren. Wir müssen auf anderen Wegen versuchen, sie auf unsere Seite zu ziehen“, antwortete ich. Wir ahnten nicht, wie rasch sich die Gelegenheit dazu ergeben würde.

Schlecht behandelt wurden wir von den Indianern nicht. Wir blieben zwar gefesselt. Als sie aber gegen Abend kochten, bekamen wir unseren Teil an gerösteten Mais. Zum Essen und Schlafen wurden uns die Fesseln gelockert. Als ich den Wortführer der Indios daraufhin ansprach, auch mit dem Ziel, einen Kontakt zu knüpfen, antwortete er mir ziemlich eisig: „Das geschieht nur, damit ihr morgen den Weg zum Dorf schafft – für Bewohner des Flachlandes ist er nicht leicht zu passieren ...“ Aber schon sehr bald sollte sich zeigen, dass die Hochlandindianer nicht die einzigen Bergerfahrenen waren ...

## **20 Der Sturz in die Tiefe**

Am nächsten Morgen brachen wir in der Morgendämmerung auf. Die Fußfesseln wurden uns gelöst, die Hände blieben nach vorne lose

zusammengebunden. Anders wäre der Pfad auch nicht zu schaffen gewesen. Denn nachdem wir den See passiert hatten, führte er zunächst steil bergab. Danach ging es wieder bergauf, wobei sich die Richtung ständig änderte. Da der Himmel wolkenbedeckt war und sich die Marschrichtung häufig änderte, verlor ich nach einiger Zeit komplett die Orientierung. Während ich teilweise zumindest ansatzweise Wegspuren erkannte, ging es die meiste Zeit über Stock und Stein. Ich bezweifelte stark, dass ich bei Bedarf den Rückweg durch diese Wildnis gefunden hätte.

Am späten Vormittag öffnete sich eine weite Schlucht. Bei einer kurzen Rast schnitt der Kazike unsere Handfesseln durch: „Auf dieser Strecke werdet ihr eure Arme brauchen – und entlaufen könnt ihr uns in dieser Wildnis nicht. Aber auch wenn euch die Flucht gelänge, ohne Ausrüstung wäret ihr verloren ...“, erklärte er trocken.

Wir kamen auf einen schmalen Pfad, der an gähnenden Abgründen vorbeiführte. Stellenweise war das Weiterkommen nur durch Kletterei möglich. Die Indianer hatten uns in die Mitte genommen.

Als wir an einer besonders ausgesetzten Stelle angelangt waren, fand ein Ereignis statt, das unser weiteres Schicksal entscheidend beeinflusste.

Urplötzlich kollerten Steine aus der Wand. Der Indio an der Spitze unseres Zuges schrie auf, sprang rasch weiter und erreichte nach wenigen Sätzen eine durch einen Felsüberhang geschützte Stelle. Der nächste im Trupp versuchte es ihm gleichzutun, strauchelte aber und wurde vom Steinschlag voll getroffen. Mit einem gellenden Schrei verschwand er in der Tiefe.

Der dritte im Zug war der Kazike. Er blieb stehen, wandte sich um, möglicherweise wollte er uns warnen. Unmittelbar hinter ihm gehend, sah ich das Verhängnis in Form weiterer herabstürzender Gesteinsbrocken nahen. Die Steine trafen nun auch meinen Vordermann – er schwankte über den Rand des Pfades hinaus. Eine schreckliche Sekunde lang versuchte er das Gleichgewicht wieder zu gewinnen und sich irgendwo fest zu halten. Mit einem Satz war ich bei ihm, sah sein verzerrtes Gesicht direkt vor mir und wollte ihn packen. Doch er entglitt mir und stürzte vor meinen Augen in die Tiefe ...

Fast hätte er mich mitgerissen – doch daran dachte ich in diesem Augenblick nicht. Das Ganze hatte sich natürlich auch viel schneller abgespielt, als man es erzählen kann. Vom ersten fallenden Stein bis zum Absturz des Häuptlings waren nur ein paar Sekunden verstrichen.

Ich war wie Eis. Angesichts des Absturzes handelte ich völlig automatisch, wie aus dem Unterbewußtsein gesteuert. Natürlich spielte auch meine Bergerfahrung mit.

Ich sprang zur Felskante und blickte in die Tiefe. Vom ersten abgestürzten Indianer war keine Spur zu sehen. Er lag wohl zerschmettert am Grund der Schlucht.

Doch der Häuptling hing in der Wand!

Etwa sechs bis acht Meter unterhalb lag er auf einer ganz schmalen Felsnase auf der Seite und schien sich an kaum sichtbare Vorsprünge zu klammern.

„Halt aus, halte dich fest“, brüllte ich ihm zu, aus Aufregung in meiner Muttersprache. Der Kazike antwortete etwas in der seinen. Wie konnte ich ihn retten? Plötzlich fiel mir das Seil ein, welches einer der Hochlandbewohner um den Leib geschlungen hatte. Ich wandte mich um. Alle hatten sich möglichst nahe an die Felswand gekauert, um dem Steinschlag zu entgehen.

An Tim und einigen Indios vorbeieilend, sprang ich in ein paar Sätzen zum Indianer mit dem Seil. Da ich annahm, dass er Bergerfahrung hatte, zog ich ihn mit mir zur Absturzstelle und wies auf seinen Häuptling hinunter.

In Windeseile entrollten wir das Seil. Ich schlang es mir um den Leib und seilte mich zu ihm ab. Tim, der Seilträger und ein weiterer Indio sicherten mich dabei von oben.

In wenigen Augenblicken war ich beim Felsvorsprung angelangt. Der Kazike betrachtete mein Vorhaben aufmerksam und ohne sichtbare Zeichen von Furcht. Dabei war die Situation äußerst prekär. Das Gestein war hier nicht kompakt, ja es begann langsam wegzubrechen. Höchste Eile war angebracht ...

Das Unternehmen wäre fast noch gescheitert, da ich das pendelnde Seil nur schwer zum Stillstand bringen konnte. Als es mir gelang, überlegte ich nicht lange,

ob das Seil auch zwei erwachsene Männer aushielt und ob uns die Leute oben auch hochziehen konnten. Da ich nicht feststellen konnte, ob der Kazike verletzt war umging ich ihn von vorne. Er schloß die Arme um mich – und so schwebten wir langsam eng umschlungen nach oben. Dabei half ich mit den Füßen so gut es ging nach. Das Hinaufziehen kam mir wie eine Ewigkeit vor, aber schließlich war es geschafft.

Der Häuptling war zwar zerschunden und blutete aus verschiedenen Schürfwunden. Sonst schien er aber unverletzt – ein kleines Wunder bei dieser Fallhöhe. Das größere Mirakel war aber natürlich, dass sein Sturz in die Tiefe überhaupt aufgehalten wurde. Denn nur an dieser Stelle sprang scharf eine Felsnase vor. Weiter abseits, sowohl rechts als auch links ging es ohne Unterbrechung in die gähnende Tiefe.

Immer wieder habe ich Kondition und physische Regenerationsfähigkeit der Angehörigen von Naturvölkern bewundert. In diesem Fall war es nicht anders. Anstatt nach diesem gefährlichen Vorfall erschöpft liegenzubleiben, erhob sich der Häuptling und sah mich mit einem unbeschreiblichen Blick lange an. Ein milder, fast freundlicher Ausdruck glitt über seine Züge. Wieder war es mir, als kenne ich diese Züge. Aber ich kam nicht dazu, darüber weiter nachzugrübeln.

Er streckte mir seine Hand hin, die ich freudig ergriff. Dann fügte er hinzu: „Du hast mein Leben gerettet – unter Einsatz Deines eigenen. Ich bin Huayná, der Kazike der Wolkenmenschen<sup>9</sup>. Ich gebe dir und Deinem Freund die Freiheit wieder. Natürlich erhaltet ihr alle eure Sachen zurück ...“

Da ein Wiedereinsetzen des Steinschlages nicht ausgeschlossen war, gingen wir weiter. An der nächsten weniger gefährlichen Stelle wurden uns in der Tat unsere Habseligkeiten ausgehändigt, insbesondere auch die Waffen.

„In etwa zwei Stunden werden wir unser Dorf erreichen. Dort wird der Rat der Alten zusammentreten. Und du wirst auch Moana treffen – sie ist meine Schwester“. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen – deswegen die Ähnlichkeit, die ich nicht zuordnen konnte ... Aufgrund meines Erstaunens und meiner Freude beachtete ich seine Mine bei seiner Äußerung nur am Rande. Dennoch fiel mir der Schatten auf, der bei Erwähnung von Moana über sein Gesicht huschte.

---

9

Auf spanisch sprach er vom ‚Cazique del Pueblo de las Nubes‘.

Beim Weitermarsch stellte sich heraus, dass wir die schwierigen Passagen bereits hinter uns hatten. Nach der angegebenen Zeitspanne erreichten wir die Siedlung der Wolkenmenschen. Sie lag am Grund eines weiten Kessels, der von allen Seiten von mehr oder minder hohen Bergen umgeben war. Der Anblick war eindrucksvoll.

## **21 Im Dorf der Wolkenmenschen**

Etwa drei, vier Dutzend runde Steinhäuser waren kreisförmig angeordnet. Im Zentrum befand sich ein größerer Platz. Dort hatten sich bereits die Dorfbewohner versammelt. Unsere Ankunft schien also angekündigt gewesen zu sein.

Huayná trat vor seine Stammesgenossen und erklärte ihnen offenbar die Situation. Die Indios betrachteten uns zuerst scheu und eher feindselig. Aus den Gesten entnahm ich, dass er offenbar vom Steinschlag und seiner Rettung sprach. Dies schien das Interesse der Bevölkerung zu vergrößern und die Indios betrachteten uns zunehmend freundlicher. Leider konnte ich kaum ein Wort der Indianersprache verstehen. Es war nicht das in Peru von den Indios verwendete Quechua, obwohl einige Ausdrücke daran erinnerten.

Am Platz waren Männer, Frauen und Kinder versammelt. Als während Huayná's Erklärung einige Indios in lautes Klagen anstimmten, war offenbar vom Tod des ersten Indios die Rede.

Moana konnte ich nirgends entdecken, so sehr ich auch herumspähte.

Uns wurde ein, etwas abseits am Rande der Siedlung gelegenes Rundhaus angewiesen. Zwei junge Indios wurden abgestellt, um uns die Eingewöhnung zu erleichtern. Das Innere der Hütte bestand aus einem größeren Aufenthaltsraum, der auch zum Kochen und Schlafen diente. Daneben gab es zwei kleinere Verschlüge, in denen die Vorräte und allerlei Gerätschaften aufbewahrt wurden. Da Holz selten war – die Ansiedlung lag etwas oberhalb der Baumgrenze – wurde das Feuer mit Lamadung genährt.

Für Nahrung war in Form von Mais, Süßkartoffeln, Kürbissen, Zwiebeln und anderen Feldfrüchten gesorgt. Fische aus einem unweit gelegenen kleinen See vervollständigten den Speisezettel.

Wir konnten uns im Dorf frei bewegen, was wir vor Anbruch des Abends noch für einen kurzen Rundgang nutzten. Die Verständigung mit den Bewohnern war aber durch die Tatsache erschwert, dass fast niemand von ihnen spanisch sprach.

Tim begann bereits wieder Pläne zu schmieden. All seine Gedanken kreisten um die Himmelsblumen. Bereits morgen wollte er mit Huayná über unser eigentliches Expeditionsziel sprechen.

Ich hörte seinen Plänen nur mit halbem Ohr zu. Morgen wollte ich mit Huayná über Moanas Verbleib sprechen. Mit diesem Vorsatz neigte sich dieser ereignisreiche Tag zu Ende.

Ich hatte tief und traumlos, aber nicht allzulange geschlafen, als ich schlagartig hellwach wurde. Wie aus einem inneren Antrieb erhob ich mich und verlies das Steinhaus. Draußen war es kalt, der zunehmende Mond stand schon im Westen über den Bergen. Er beleuchtete einen riesigen, sich im Osten auftürmenden Gebirgsstock.

„El Monte Tronador – der Donnerberg, das Ziel Eurer Wünsche“, sagte eine leise Stimme hinter mir.

Es war Moana ...

Wieder war sie überraschend und unvermittelt aufgetaucht. Und wieder konnte ich mich dem Zauber ihrer Erscheinung nicht entziehen. Wortlos sanken wir uns in die Arme – all die Fragen und Vorwürfe glitten ab, die Welt war abermals im Gleichgewicht ...

„Ich habe dich gerufen und du bist meinem Ruf gefolgt“, flüsterte sie an meinem Ohr. „Komm mit in mein Haus – ich werde dir alles erzählen und du wirst verstehen ...“

Ihr Haus lag nicht weit von unserem. Als sie die Eingangsmatte zurückschlug, war der Raum von einem behaglich flackernden Feuer erleuchtet. Und erwärmt – erst jetzt fiel mir auf wie kühl es draußen gewesen war.

„Du wirst dich gewundert haben, warum ich aus der Hütte am See verschwunden bin, ohne dich zu verständigen“, begann sie ihre Erklärung. „In dieser Nacht hatte ich wieder ein zweites Gesicht. Ich sah meinen Bruder Huayná mit seinen Kriegern auf dem Weg zu euch. Zuvor hatte sie der Priester unseres Stammes, Capac, von Eurer Ankunft unterrichtet. Woher er davon wusste, weiß ich nicht. Vielleicht hatte er auch eine Vision. Jedenfalls sprach er von gewissen Zeichen und dass ihr uns unsere Schätze rauben wolltet. So brachen die Krieger auf, um euch am Eindringen zu hindern. Ich bin ihnen entgegen gegangen, um vielleicht Schlimmeres zu verhindern. Capac hatte Euren Tod gefordert ...“

Wir saßen am Feuer und tranken ein warmes Gebräu, das ähnlich wie Tee, aber intensiver und leicht bitter schmeckte. Seit ich es damals zum ersten Mal getrunken habe, hat es stets leicht aufputschend auf meine Nerven gewirkt.

„Ich traf Huayná und seine Männer bei Sonnenaufgang“, fuhr sie fort. „Ich konnte sie nicht davon überzeugen, euch kein Leid zuzufügen, vielmehr solltet ihr dem Rat der Alten vorgeführt werden. Dies lief auf eine Gefangennahme hinaus. Huayná hat mir verboten, dich zu warnen und mich in Begleitung zweier Stammesbrüder zurückgeschickt. Da er das Stammesoberhaupt ist, musste ich mich fügen ...“

Nach einer Pause fügte sie hinzu: „Der Rest ist schnell erzählt. Ich wurde an einen einsamen Ort gebracht, sozusagen unter Hausarrest gestellt. Als ich mir schon überlegte, mich nicht Huayná's Anordnungen zu fügen, kam die erlösende Nachricht, dass ihr ins Dorf gekommen seid. Ich danke dir von ganzem Herzen, dass du Huayná vor dem Tod in der Schlucht gerettet hast. Doch damit ist die Gefahr nicht abgewiesen. Der Rat der Alten wird beim nächsten Vollmond über euch entscheiden. Und wenn sich Capac, der Schamane, durchsetzt, so müsst ihr unser Land verlassen ...“

Traurig senkte sie ihren Kopf. Ich fühlte eine Welle starker Zuneigung zu ihr: „Moana, wie konnte ich nur an deiner Wahrhaftigkeit und Treue zweifeln ...“ Durch ihre Ausführungen war aber auch mir die Brüchigkeit unserer Situation zu Bewußtsein gelangt. Meine Rettungsaktion hatte zwar die unmittelbare Gefahr

abgewehrt, aber wie mochte Tim auf eine eventuelle Ausweisung reagieren? Ich musste gestehen, dass mir die Wolkenmenschen, der Tronador, ja selbst die Blumen weitgehend gleichgültig geworden waren. Mochte da kommen, was wollte. Ich konnte es nicht ändern.

Aber ich konnte mich am Zusammensein mit dem liebsten Menschen, den ich nun kannte, erfreuen. Ja, das konnte und das wollte ich. Vielleicht ahnte ich schon damals tief im Unterbewußtsein, dass jedem großen Glück nur eine gewisse Dauer bestimmt ist. Ich hatte Moana gerade erst zweimal getroffen, und schon war sie mir vertraut, als würden wir uns schon lange kennen.

Am nächsten Morgen hatten wir eine Unterredung mit Huayná. Dazu suchten wir ihn im Häuptlingshaus auf, das direkt am zentralen Platz gelegen war. Obwohl wir respektvoll behandelt wurden, war der Ausgang nicht so, wie wir ihn uns vorgestellt hatten.

Tim trug seine Absicht vor, nach den Blumen zu suchen, um Samen davon mitzunehmen. Die Mine Huayná's verfinsterte sich zusehens. Er redete nicht lange herum, leugnete auch nicht die Existenz der Pflanzen, aber er schlug uns unseren Wunsch glatt ab.

„Die Blumen des Himmels sind eine Gabe der Götter an unsere Ahnen. Sie würden es nicht dulden, wenn wir sie an Fremde weitergeben. Schlagt euch den Wunsch aus dem Kopf“, verkündete er entschlossen. Und fügte noch hinzu: „In den Tagen, wenn der Mond voll wird, versammeln sich die Alten. Da wird über Euren weiteren Verbleib beschlossen werden. Bis dahin seid ihr unsere Gäste unter meinem besonderen Schutz und es soll euch an nichts fehlen. Aber nochmals: Die Blumen sind für euch tabu!“

Beim Verlassen des Häuptlingshauses begegneten wir zum ersten Mal Capac, dem Medizinmann des Stammes. Er war hoch gewachsen und trug einen aus Jaguarfellen gefertigten Umhang. Er musterte uns mit unverhohlener Abneigung. In ihm stand uns zweifelsohne ein ernst zu nehmender Gegner gegenüber. Tim wollte mit ihm ein Palaver beginnen, doch ich zog ihn weiter. „Laß, wenn uns einige wenige Wolkenmenschen mit Unfreundlichkeit begegnen, obwohl wir ihren Häuptling vor dem Tod in der Schlucht gerettet haben, so ist das ihre Sache. Ich will mit solchen Individuen nichts zu tun haben ...“, sagte ich absichtlich laut und auf Spanisch. Ich sah keinerlei Grund, seiner offensichtlichen Abneigung mit Höflichkeit



zu begegnen. Damit verfolgte ich eine doppelte Absicht: erstens sollte der Schamane wissen, dass wir ihn nicht fürchten. Zum anderen wollte ich ihn auch aus der Reserve locken.

Dies gelang mir auch. Capac wurde aschfahl vor Wut und stieß, in kaum verständlichem Spanisch, hervor: „Du Nachfahre der Pizarros, der Zorn der Götter wird dich vernichten. Und Deinen Freund und deine Dirne mit dir ...“ Das hatte ich nicht erwartet. Ich drohte die Beherrschung zu verlieren und hätte mich wohl auf den Priester gestürzt.

Da griff Huayná, der die Szene beobachtet hatte, ein: „Schluß mit dem Zwist. Ich dulde keine Auseinandersetzung in meinem Dorf. Die Fremden sind meine Gäste und stehen unter meinen Schutz. Und über das andere – ein Schatten legte sich über sein Gesicht – hast du nicht zu urteilen – das ist Aufgabe des Rates ...“

Die klaren Worte des Häuptlings hatten mich wieder zur Besinnung gebracht. Auch Capac lag offensichtlich nichts an einer Eskalation. Tückisch grinsend musste er das letzte Wort haben: „Die Entscheidung des Rates ist jetzt schon klar – die fremden Hunde werden vertrieben werden ...“ Sprachs, und wandte sich zum gehen.

„Troll dich, du feiger Scharlatan“ konnte sich nun Tim nicht zurückhalten. „Beim nächsten Mal brenn ich dir eine Kugel auf den Pelz ...“ Damals ahnten wir noch nicht, auf welcher unglückseligen Weise sich diese Kontroverse fortsetzen würde. Tims in erster Wut gemachte Ankündigung sollte sich bald erfüllen.

Als ich Moana am Abend davon erzählte und ihr auch die gemeine Beleidigung nicht verschwiegen, seufzte sie tief auf. „Seine Feindschaft gegen mich ist mir bekannt. Sie richtet sich auch gegen Huayná, den er zu stürzen trachtet, da er selbst Häuptling sein will. Unsere Liebe kommt ihm wie gerufen für seine Pläne – bisher stand die Mehrheit hinter Huayná, aber nun könnte es gefährlich werden. Wie Capac über uns erfahren hat, weiß ich nicht. Er hat wohl genügend Gefolgsleute, die ihm berichten ...“ Zwei herbe Sorgenfalten hatten sich um ihren Mund gelegt.

„Die Entscheidung des Rates zu Vollmond könnte knapp ausfallen. Wir müssen uns überlegen, was wir tun wollen. Es könnte sein, dass ihr zum Verlassen des Tales aufgefordert werdet“, setzte Moana fort. „Ich werde aber mit euch gehen, falls du das willst ...“

„Ja, mein Alles. All diese Gefahren sollen uns nicht auseinanderbringen ...“, versuchte ich ihr (und mir) Mut zu machen.

Doch tief im Inneren war ich aufgrund der jüngsten Entwicklung tief besorgt.

Und als ich die Sache am nächsten Morgen mit Tim besprach, reagierte er auch betroffen. Seinen sprichwörtlichen Optimismus hatte er verloren.

„Was ist, wenn wir unser Ziel mit den Blumen jetzt als unerreichbar aufgeben, im Dorf bleiben, Land und Leute studieren und du hier ethnographische Forschungen betreibst“, versuchte ich Tim einen Ausweg aus der Situation schmackhaft zu machen.

„Niemals“, reagierte er unwirsch. „Ich werde die Blumen mitnehmen – koste es was es wolle. Sollen all die Strapazen und die Toten umsonst gewesen sein ...“?

Darauf fiel mir keine Antwort ein -

## **22 Tim Schwed verschwindet**

Dann kam ein Tag, ein böser Tag. Über Nacht war die Temperatur sprunghaft gestiegen. Kein Lufthauch bewegte sich. Ich hatte nicht gedacht, dass es in dieser Höhe derartige schwül werden könnte.

Unruhig rannte ich in unserer Behausung auf und ab. Die Stimmung zwischen Tim und mir war gereizt. Ein Wort gab das andere, und wir hatten Streit über nichtige Gründe. Ich war froh, dass Moana mich nicht in diesem Zustand sah.

Die Zunge klebte mir am Gaumen. Um den Durst zu löschen, schleppte ich mich den kurzen Weg zur Quelle. Nach einem langen Trunk besann ich mich. Was hatte ich nur? Fieberte ich und wurde krank? In meinen langen Reisejahren war ich zur Überzeugung gekommen, derartige Symptome ernst zu nehmen.

„Das Verhängnis nimmt seinen Lauf“, sagte plötzlich eine Stimme hinter mir. Moana hatte sich lautlos der Quelle genähert. „Schau dir diese Vorzeichen an – sie

deuten auf einen Wettersturz hin“, fuhr sie fort und schaute mich mit einem seltsamen Blick an. Tatsächlich war die Sonne nur noch ein gelber Fleck, und der Himmel ähnelte einer bleiernen Dunstglocke.

„Aber es ist mehr als das“, fuhr sie hastig fort: „Ich sehe Unheil, das von Deinem Freund ausgeht und in das wir alle verstrickt sein werden – schon sind!“

„Was siehst du, mein Lieb?“ entgegnete ich. Ihre Anwesenheit gab mir etwas an Stärke zurück. Es war ein bemerkenswertes Phänomen: immer wenn wir – in der leider nur so kurzen Zeit, die uns das Schicksal gegeben hatte – zusammen waren, fühlte ich eine vorher nie gekannte Kraft in mir wirken. „Das Bild ist verschwommen, und ich kann es nicht fixieren – das ist der Preis der Liebe, die mich mit dir verbindet. Die Götter dulden sie nicht, und ich muss dafür bezahlen ...“, antwortete Moana.

Sie sah mich mit einem nie gekannten Ausdruck an: „Ich sehe gewaltige Probleme mit meinem Bruder und Schwed. Er will die Blumen und wird nichts unversucht lassen, sie auch zu bekommen“. „Ich werde auf ihn achten. Mir ist klar – die Hölle ist los, wenn er das Verbot übertritt“, versprach ich. „Wir müssen da durch – wenn wir zueinander stehen, schaffen wir es“, setzte ich fort.

Ich schwieg, fühlte aber, dass sie eine skeptische Antwort unterdrückte. „Ich muss jetzt fort. Schon vor der morgigen Ratssitzung soll heute ein Fest zu Ehren der Mondgöttin stattfinden. Mir ist zwar nicht zum Feiern zumute, aber die Vorbereitungen erfordern meine Anwesenheit“, erklärte sie. Sie küßte mich und huschte fort. Noch heute, Jahrzehnte später, wo ich dies niederschreibe, ist mir dieser Kuß so deutlich in Erinnerung, als wäre es eben geschehen. Obwohl von unbestimmten Vorahnungen überschattet, ist er mir als besonderes Zeichen im Gedächtnis eingegraben geblieben.

Beim Steinhaus angelangt beschloß ich auf Tim achtzugeben, ihm aber sonst aus dem Weg zu gehen. Auch er schien keinen Wert auf meine Gesellschaft zu legen. Er zerlegte seine Waffen und ordnete seine Sachen, während ich – nach längerem – wieder mit meinen Aufzeichnungen beschäftigt war.

So verging der Tag. Am Nachmittag wurde es womöglich noch heißer. Die drückende Schwüle nahm erst ein wenig mit der einsetzenden Dämmerung ab.

Groß und feuerrot ging der fast volle Mond auf. Vom Dorf her hörten wir dumpfe Trommeln, denen sich später monotone Gesänge anschlossen. Die Indios feierten den Erntemonat. Normalerweise hätte mich ein derartiges Fest interessiert, und ich hätte wohl versucht, von einem naheliegenden Felsen einen Blick darauf zu erhaschen. Jetzt war ich teilnahmslos und wie gelähmt.

„Ich habe Abendessen gekocht, komm vertragen wir uns“, kam Tim auf mich zu. Apathisch nahm ich sein Angebot an – und wir sprachen auch dem Malzbier zu. Leicht vergoren schmeckte es wie Schwachbier, nur süßer. Bald danach befiel mir eine bleierne Müdigkeit, ich kippte nach hinten auf die Lagerstatt und fiel in einen tiefen Traum.

„Steh auf, Tom – dein Freund ist fort“. Moana hatte mich wachgerüttelt. Schweißgebadet fuhr ich auf. Starkes Kopfweg konnte nicht verschleiern, dass Tims Bett leer war.

„Seine Waffen und sein Rucksack sind weg – er will ohne Zweifel die Blumen stehlen“, sagte sie seltsam gefaßt. Warum hatte ich nicht besser aufgepasst? Der Vorwurf lag unausgesprochen zwischen uns.

Woher die rasenden Kopfschmerzen? Das Yuca-Bier fiel mir ein. Mein halb geleerter Becher stand noch da. Ich nippte daran und erinnerte mich an den seltsam bitteren Geschmack, den ich aber gestern abend aufgrund meiner Apathie nicht zur Kenntnis nahm. „Schlaftabletten“, stieß ich hervor ... „aus der Apotheke des Flugzeugwracks“.

„Ja, dein schlauer Freund hat dich außer Gefecht gesetzt und das Mondfest benützt, um seine Pläne zu verwirklichen“, entgegnete Moana.

„Wir werden ihm die Suppe versalzen“. Eine unbändige Wut überfiel mich. Es ist noch vor Sonnenaufgang und er hat vielleicht acht Stunden Vorsprung. Er ist nicht der beste Bergsteiger und kommt nicht so schnell voran wie wir ...“

„Und in der Nacht hat er trotz des Mondlichtes nur langsam gehen können, da er den Weg trotz der Karte aus dem San Francisco Kloster nicht kennt und das Gelände schwierig ist. Laß uns unsere Sachen packen und ihm rasch folgen. Jetzt am Tag sind wir mindestens doppelt so schnell ...“

Gesagt – getan. Neben unseren Waffen, einem Seil und Decken nahmen wir auch einigen Proviant mit. Zu wenig, wie sich dann herausstellte, aber er rettete später unser Leben. Doch davon später.

Meine gestrige Apathie war wie weggeblasen. Auch das Kopfwiehe legte sich zunehmend. Wir kamen rasch voran. Zuerst ging es eben dahin durch eine vielfach gewundene Schlucht, dann ein Seitental stundenlang steil bergauf. Der großen Hitze waren wir durch den Aufstieg entgangen. Alle zwei Stunden legten wir eine kurze Rast ein. Trinkwasser gab es in Hülle und Fülle.

Als die Sonne am Zenith stand, machten wir Rast und verzehrten ein frugales Mahl.

„Ich schätze die Lage so ein“, meinte ich. „Wir müssen Tim entweder erwischen, bevor er die Blumen hat oder sie ihm abnehmen, wenn er vor uns das Tal erreicht. Wie weit ist es noch?“.

Moana, die flink und grazil wie eine Gämse den Weg beschrillen hatte, meinte, dass wir etwas mehr als die Hälfte der Strecke bewältigt hätten. „Wir werden in der Dämmerung im Tal der Blumen einlangen. Ich glaube jetzt, er wird vor uns dort sein und nicht wieder gut zu machenden Schaden anrichten. Wenn er auch nur eine Blume nimmt, dann Gnade uns Gott: Huayná und seine Krieger werden sich erbarmungslos rächen. An ihm und an uns“.

Mir fiel auf, dass sie die Indios als ‚Huaynás Leute‘, und nicht mehr ihre ‚Brüder‘ bezeichnet hatte. „Ja, auch du und ich sind dann bedroht – obwohl ich seine Schwester bin und du ihm vorm Sturz in den Abgrund bewahrt hast“.

## **23 Im Tal der Blumen**

Wir hasteten weiter. Die Landschaft veränderte ihr Aussehen. Längst waren Bäume und Sträucher zurückgeblieben. Wir hatten ein mäßig ansteigendes breites Tal erreicht, in dem wir stundenlang nach Osten gingen. Meiner Erinnerung nach entsprach der Weg etwa dem auf Tims Karte. So wurde die Hoffnung, dass sich Tim verlaufen haben könnte, zunichte.

Die Sonne verabschiedete sich blutrot. Der Himmel war mit feinen Schleierwolken überzogen.

Allmählich senkte sich die Dämmerung herab.

„Wir werden ihn nicht mehr vor dem Tal der Blumen einholen“, argwöhnte Moana. Sie hatte ähnlich wie ich gedacht. „Wir sind in kurzer Zeit am Eingang des Tales. Es ist an der Zeit, dich vor dem Atem der Blumen zu warnen. Wenn du ihnen zu nahe kommst, können ihre Dämpfe Deinen Geist verwirren und Seltsames auslösen. Besonders in Vollmondnächten besteht diese Gefahr ...“

Sie sprach in Rätseln für mich. Schon in Almagros Text war neben der Wunderheilkraft der Himmelsblumen auf eine gewisse halluzinogene Wirkung des Pflanzenextraktes hingewiesen worden. Stand das im Zusammenhang mit Moanas Warnung?

Der Pfad stieg jetzt steil bergan. Der Marsch durch loses Geröll war einigermaßen schwierig. Überraschenderweise verspürte ich kaum Müdigkeit, obwohl wir seit dem Morgengrauen unterwegs waren.

„Das ist eine der Zauberkräfte der Himmelsblumen“, sagte Moana mit leisem Lächeln. Wie stets, hatte sie meine Gedanken gelesen. „Heute früh habe ich einige Tropfen einer Essenz aus den Blumen in den Tee getan – du siehst die Wirkung ...“

Mir kam der Gedanke, dass mich die Blumen nicht nur körperlich fit gehalten, sondern auch seelisch wieder aufgebaut hatten.

Endlich erreichten wir einen Paß. Das Tal lag vor uns, größer als ich erwartet hatte. Ein flaches Hochtal, das einer Schüssel glich. Falls es Vegetation gab, so war sie nicht sichtbar, da der Boden von wallenden weißen Nebelschwaden bedeckt war. Ab und zu blitzte das Wasser eines Baches durch. Am gegenüberliegenden Talende erhob sich ein spitzer Bergkegel.

Über dem entgegengesetzten Talende ging eben der Mond, groß, voll und orangegelb auf. Das Bild war unbeschreiblich schön, zugleich aber fremdartig und drohend ...

Beinahe hätte ich den Zweck unseres Hierseins vergessen. „Dein Freund kann erst vor kurzem angekommen sein – versuchen wir ihn aufzuspüren, bevor er Schaden anrichtet“, meinte Moana. „Da das Tal groß ist, so trennen wir uns – nimm du die linke Hälfte und ich die andere jenseits des Baches. Beim Kegel am Talschluß treffen wir uns. Du sollst aber den Blumen nicht zu nahe kommen, hüte dich den Nebel einzuatmen ...“, fügte sie hinzu. „Wir sollten eigentlich gemeinsam gehen, aber es kommt jetzt darauf an, das Gebiet schnell durchzumustern ...“

Ich nickte. Die Entfernung zum Bergkegel war schwer einzuschätzen. Ein paar hundert Meter oder doch mehr?

Wir verabschiedeten uns und ich ging halblinks, während Moana sich rechts wandte und den schmalen Bach übersprang.

Das Gelände senkte sich leicht. Der Mond übergieß die Landschaft in zaubrig bläulichem Licht. Der Boden hatte seinen Charakter völlig gewechselt. Während er vor Erreichen des Passes am Taleingang aus nacktem Fels und Geröll bestand, bestand er nun aus grasbewachsener Erde.

Das Terrain war anfänglich übersichtlich. Ich hatte das Gefühl, an einem besonderen Platz zu sein. Nach ein paar Minuten kamen einzelne Felsblöcke und kleine Steinhaufen in Sicht. Ich hatte den Eindruck, dass diese künstlich angelegt waren, um der Pflanzenvegetation Platz zu geben. Aber wo waren die Blumen?

Etwas tiefer begannen die Nebelschwaden. Ihr Wallen und Wogen erinnerte mich an ein Meer, aus dem die Steinhügel und Felsen herausragten. Die weißen Nebelschwaden reichten mir etwa bis zum Gürtel. Aus der Nähe waren die Schwaden nicht so dicht, und bald konnte ich die Objekte der Begierde sehen – die Blumen. Sie wuchsen in einzelnen Stauden, von etwa einem Viertel Meter Höhe, ihre Blüten erschienen fahlgelb im Mondlicht und wirkten ansonsten recht unscheinbar.

Die Nebenfetzen schienen sich um die Blumenstauden zu konzentrieren. Aber wie sollte ich Tim bei diesem diffusen Licht finden? Da kam mir der Gedanke, dass er sicher nicht lange in den Blumengarten eingedrungen sein würde, sondern gleich am Anfang mit der ‚Ernte‘ begonnen haben würde. Vorausgesetzt, ich befand mich auf der richtigen Seite des Tales.

Und tatsächlich, als ich um den nächsten Felsblock bog, sah ich in den Nebelschwaden ein dunkles Etwas vor einem Blumenstrauch liegen.

Ja, wo war Tim Schwed. Er lag vor dem Blumenstrauch am Rücken, seine Augen waren offen und Schaum stand ihm vor dem Mund. Als ich mich zu ihm hinunterbeugte, hörte ich, dass er unverständliche Worte murmelte ... Moanas Warnung eingedenk zerrte ich Tim aus dem Nebelfeld bis zu einem Felsbrocken, an dem ich ihn in Sitzstellung anlehnte.

Die wenigen Minuten, in denen ich mit den Dünsten in Berührung gekommen war, genügten, um mich in einen nie erlebten Zustand zu versetzen, den ich am ehesten als Psychodelirium bezeichnen würde. Bunte Kreise, Spiralen und andere seltsame Objekte bildeten sich vor meinen Augen und vergingen, ich hörte seltsame Sphärenklänge. Ein Gefühl der Glückseligkeit vermischt mit Gleichgültigkeit breitete sich in mir aus. Alle meine Bedenken und Ängste schwanden.

Mir war als schaute ich mir selbst über die Schulter. Mir war klar, dass ich aufgrund der Ausdünstung der Blumen, die sich in den weißen Nebelfetzen niederschlug, halluzinierte. Und Tim hatte offenbar zu lange das Zeug eingeatmet, aber jetzt war er an der frischen Luft und würde sich wohl bald erholen.

Ich lagerte mich neben ihm und wartete ab. Meine Vorstellungen gingen allmählich zurück – die Droge begann ihre Wirkung zu verlieren. Zurück in der Normalität hielt ich Ausschau nach Moana. Ich wollte nach ihr rufen, aber etwas hielt mich ab davon. Waren wir allein im Tal?

Ich hatte Wasser vom nahen Bach geholt und Tim eingeflößt. Langsam schien er in die Wirklichkeit zurückzukehren. Ich überlegte bereits, wie ich meine Vorwürfe über seine Extratour starten sollte, als er die Augen aufschlug. Aber was war das – sein Gesicht verzerrte sich zu einer wüsten Grimasse. Nackte Angst sprach aus seinen Augen und dem weit aufgerissenen Mund. Stellten sich die Halluzinationen jetzt bei ihm in verstärkter Form ein?

„Da, da – das Ungeheuer hinter dir ...“, stieß er hervor. Ich sah noch einen Schatten über Tim fallen, drehte mich um – und das rettete mir vermutlich das Leben. Ein harter Schlag traf mich an der rechten Schulter. Stechender Schmerz durchzuckte mein Gehirn. Der Hieb hatte meinem Kopf gegolten, durch die



plötzliche Drehung hatte die Keule den Schädel verfehlt, aber meinen rechten Arm bewegungsunfähig gemacht.

Die Szenerie war grausig. Ein Indio mit einer riesigen Vogelmaske hatte mich attackiert und sein Ziel nicht erreicht – mit einem Wutschrei zog er sein Messer und stürzte sich auf Tim. Da – ein Schuß. Tim war schneller gewesen, hatte seinen Coltrevolver gezogen, blitzschnell abgedrückt. Mit einem gurgelnden Laut sank der Indio zur Seite. Seine Maske verrutschte und – siehe da – es war Capac, der Mediziner. Trotz der diffusen Beleuchtung erkannte ich sofort, dass ihn Tim tödlich getroffen hatte.

„Da hat's den Richtigen erwischt“, bemerkte er, erhob sich schwankend und fügte lapidar hinzu: „Jetzt sind wir quitt – du hast mich von dem Blumendampf gerettet und ich dich vor dem Schamanen ...“

Ich war wie Eis. Zwar schmerzte meine Schulter höllisch, aber ein Betasten zeigte, dass es keine schwere Verletzung war. „Ist dir klar, was es jetzt spielt: wir haben den ganzen Stamm am Hals, und Huayná wird keine Gnade walten lassen ...“

## **24 Der seltsame Eremit**

Tim gab keine Antwort. Er war in sich zusammengesunken, noch immer benebelt durch die Dämpfe.

Hinter mir kollerten Steine. Capac war nicht allein gewesen. Sein Gehilfe, ein junger, hinter einem Felsbrocken verborgener Indio, wandte sich zur Flucht. Den musste ich haben.

„Los, auf – wenn wir den entwischen lassen, so ist unser Spiel aus ...“ Meine hervorgestoßene Warnung brach Tims Apathie. Überraschend schnell folgte er mir.

Der Vorsprung des anderen Indios war nicht groß, und wir hatten eine gute Chance, ihn rechtzeitig einzuholen. Aber der Flüchtende wusste das Gelände gut auszunutzen, das er besser kannte, und war nur mehr schemenhaft vor uns.

„Bleib hinter ihm“, rief ich Tim zu. „Ich versuche ihm den Weg nach rechts abzuschneiden“. Dort senkte sich das Terrain gegen den Bach hin, der nur so breit war, dass man ihn ohne Schwierigkeit überspringen konnte.

Der Blumenwuchs hatte mittlerweile aufgehört und niederen Felsformationen Platz gemacht. Aber war das natürliches Gestein? Ich glaubte Mauerreste zu sehen und bald befand ich mich in einer Ansammlung verfallener Gemäuer. Waren das die Überbleibsel der Vorfahren der Wolkenmenschen, die Jahrhunderte vor den Inkas eine hohe Zivilisation entwickelt hatten?

Der Gehilfe des Medizinmannes tauchte nicht weit vor mir auf. In wenigen Augenblicken konnte ich ihn erreicht haben. Tim hatte ich aus den Augen verloren ...

Plötzlich strauchelte ich, fiel nach vorne – aber da war kein Boden. Mit einer Lage Geröll rutschte ich in eine Rinne nach unten, es erschien mir wie eine Ewigkeit ...

Endlich hatte mein gleitender Sturz mit einem schmerzhaften Aufprall ein Ende. Stöhnend befühlte ich meine Glieder. Glück im Unglück: Außer Schrammen und zeretzter Kleidung keine größeren Verletzungen. Gottlob, nichts gebrochen – das konnte in dieser Bergeinsamkeit fatal sein.

Es war stockfinster. Ich tastete nach meiner Stablampe. Oben im Mondschein hatte ich sie nicht benötigt und in meinem Ranzen verpackt. Ich knipste sie an und sah, dass ich mich in einer Art Keller befand. Oberhalb einer Geröllschicht waren deutlich behauene Steinquadern erkennbar.

Die Verfolgung war wohl zu Ende, und ich musste versuchen, aus der Unterwelt wieder empor zu kommen. Doch das war leichter gedacht als getan. An einen Rückweg über die Rutschbahn war nicht zu denken – die war zu steil und zu glatt. Aber dieser Kellerraum setzte sich in einem Gang fort, aus dem ein deutlicher Luftzug kam.

Obwohl mich jedes einzelne Glied schmerzte, schleppte ich mich in diese Richtung weiter. Ein, zwei Biegungen – und ich stand vor einem Abgrund: der Gang endete abrupt vor einer unüberwindlichen Tiefe. Ich sank zu Boden und seufzte verzweifelt auf.

Und da erlebte ich die vielleicht größte Überraschung meines Lebens. Eine dumpfe Stimme, die von nirgendwo her zu kommen schien, sagte: „Du musst nicht verzweifeln, du kommst hier wohlbehalten heraus. Ich zeige dir den Weg ...“ Selten bin ich so erschreckt – und mein Schrecken steigerte sich noch, als ich die Gestalt sah, die aus einer Nische zu mir gesprochen hatte.

Im fahlen Licht meiner Stablampe erblickte ich ein seltsames Etwas – halb Tier, halb Mensch. Ein graugrünes, von Schuppen bedecktes, aufrecht gehendes Wesen. Noch heute fehlen mir die Worte, um es eingehend zu beschreiben. Es schien etwas kleiner als ich, Kopf und Gestalt war durchaus menschenähnlich, aber gänzlich mit Schuppen bedeckt. Dunkle Augen blitzten mich an – aber die Atmosphäre war keineswegs feindlich, wozu die beruhigend klingenden, fast beschwörenden Worte beitrugen. „Du sollst keine Angst haben“, sagte das Wesen, in gebrochenem Englisch, wobei ich einen seltsamen Akzent wahrnahm, den ich im Moment nicht zuordnen konnte. „Ich bin ein Freund Moanas, und du kannst mir vertrauen ...“ Das Wesen streckte mir die Hand hin, und noch heute, vierzig Jahre später, erinnere ich mich an den leisen Ekel, der mich bei der Berührung befiel: Seine schuppige Hand fühlte sich kalt und feucht an.

„Es ist keine Zeit für lange Erklärungen“, sagte das Wesen. „Für jetzt nur soviel: Ich bin *Sergej Sergejewitsch Volkov*, Mitglied der russischen Andenexpedition von 1939. Ich wurde durch eine unglückliche Verkettung von Ereignissen hier zurückgelassen und habe eine Transmutation durchgemacht. Die genaue Ursache ist mir unklar, aber das Wasser in einer bestimmten Bucht des ‚Lago de las Nubes‘ scheint dafür verantwortlich zu sein. Es hat bewirkt, dass ich vom Mensch zum Tier mutiert bin – nur äußerlich, versteht sich, sonst könnte ich nicht mit dir sprechen. Die Expeditionskollegen hielten mich für ein Monster, wollten mich sogar töten. Nun bin ich Eremit im Himmelstal. Wenn Zeit sein sollte – ich fürchte aber wir haben sie nicht – erzähle ich dir mehr darüber. Und auch von meinem Kontakt zu Moana ...“

Sergejs Worte wirkten beruhigend auf mich, trotz der überaus seltsamen Situation. Ich saß mit einem Monster, das Mitglied einer Expedition war, in einer Höhle, im Tal der Himmelsblumen, wusste nicht wo meine Gefährten waren, und eine Zeitbombe wegen des getöteten Schamanen tickte.

Von einer russischen Expedition knapp vor dem großen Krieg hatte ich gehört. Auf der Suche nach Inkavorfahren und wohl auch dessen Gold war sie gescheitert und die Teilnehmer waren verschollen. Ob Sergej das wusste?

„Ja, das Schicksal meiner Expedition ist mir geläufig. Der Schöpfer verteilt seine Gaben gerecht. Er hat mir zwar den menschlichen Leib genommen, meiner Seele jedoch eine wundersame Gabe hinzugefügt: Ähnlich wie Moana habe ich das zweite Gesicht. Vielleicht hängt dies auch mit irgendwelchen Eigenschaften dieser Gegend zusammen. Wer weiß? So habe ich den Untergang der Expedition miterlebt. Es waren böse Menschen und Gott hat sie gestraft ...“

Ich begann mich an die neue Situation zu gewöhnen. Das Treffen mit Sergej barg sicher Vorteile. Zunächst musste ich Moana und Tim wieder treffen.

„Ich habe mit Moana schon Kontakt aufgenommen“, Sergej hatte meine unausgesprochene Frage beantwortet. „Sie ist bereits auf dem Weg zu uns. Schlimmer sind allerdings zwei Dinge. Tim Schwed hat sich verletzt und liegt in den Ruinen. Und der Indio ist auf dem Weg ins Dorf – in weniger als 24 Stunden sind Huaynás Krieger hier – ihr könnt nicht warten und müsst weg ...“ Während wir dies besprachen, hatte mich Sergej durch einen Nebengang zurück ins Freie geführt. Dort stießen wir bald auf Tim, der schmerzerfüllt stöhnte.

„Verdammt, ich habe mich am Knöchel verletzt und kann kaum auftreten. Du warst plötzlich wie vom Erdboden verschluckt – und mit dir die Lampe“. Er hatte damit ja buchstäblich recht. „Ich bin in der Dunkelheit böse gestolpert – wie soll das weitergehen?“

Ich erklärte ihm kurz die Situation. Er musterte Sergej erstaunt. Der entgegnete: „Meine Behausung ist nicht weit von hier. Dort werden wir Mr. Schwed behandeln. Morgen wird er wieder gehen können ...“

Wir stützten Tim und hatten nach wenigen Minuten eine Quelle erreicht, an der sich eine kleine Steinhütte an den Felsen lehnte. Wir betteten Tim aufs Lager, wo ihm Sergej das Hosenbein aufschnitt. Die Wunde am Unterschenkel sah nicht gut aus, Sergej öffnete eine kleine Flasche und strich eine Tinktur auf Tims Bein.

Die Heilwirkung der Himmelsblumen bei offenen Wunden ist enorm. Rechtzeitig angewendet vermeidet sie eine Blutvergiftung fast sicher.

## **25 Der Tanz beginnt**

Das Mondlicht fiel auf Moana, die plötzlich in der Tür stand. „Wie ich sehe, hat euch Freund Sergej in seine Obhut genommen. Er ist der gute Geist dieses Tales ...“

Ich ging auf Moana zu und schloß sie wortlos in meine Arme. Eine Woge der Zuneigung und Geborgenheit durchflutete mich. Sie sah mich mit ihren großen, dunklen Augen an und entgegnete ansatzlos: „Bald kommt der Tag, und es muss unser letzter im Himmelstal sein ... Huayná wird uns verfolgen: Tim wegen des Sakrilegs an den Blumen und der Tötung von Capac, dich, da du sein Freund bist, und mich, da ich euch helfe – wir müssen fort ...“

Ich schwieg. Sie hatte recht. Aber wie wegkommen ohne Begegnung mit Huayná's Leuten ...? Noch dazu mit dem verletzten Tim ...?

„Wir müssten über den ‚Weißen Paß‘. Er führt uns nach Osten ins Tiefland. Wir können es schaffen. Es ist unsere einzige Chance, denn der Weg bergab führt geradewegs zum Dorf – und eine Konfrontation müssen wir unter allen Umständen vermeiden“, versetzte Moana. Sergej nickte und fügte hinzu: „Ich versorge euch mit dem nötigsten Proviant und zeige euch den schnellsten Weg – was mir Sorgen macht ist allerdings das Wetter“.

Er blickte besorgt zum Himmel. Im Osten dämmerte der neue Tag. Das Firmament sah ganz ungewohnt aus. Das Grau der Morgendämmerung wechselte zu türkis und wenig später zu einem flammenden ockergelb. Die Hitze, die gestern abends selbst in dieser Höhe als drückend empfunden wurde, war einer Kühle gewichen, die bald in Kälte umschlug.

„Wir kriegen schweren Regen, der oben am Paß als Schnee fällt. Wenn Tims Verletzung nicht wäre, so solltet ihr sofort aufbrechen. Aber am Nachmittag müsst ihr fort ...“, schloß Sergej leidenschaftslos.

Nach einem einfachen Mahl – es gab Maiskuchen und gedörrtes Lamafleisch – und einem erquickenden Trunk aus der Quelle fiel ich in einen tiefen traumlosen Schlaf. Die Anstrengungen waren groß gewesen und eine Ruhepause war nötig ...

\*

Ich erwachte am späten Nachmittag und fühlte mich frisch gestärkt. Tim ging es offenbar überraschend gut – und er drängte auf Aufbruch. Wir packten unsere Sachen – ein paar Nahrungsmittel von Sergej – sowie einige Ponchos und ein verschnürtes Fell fürs Nachtlager. In den Bergen würde es kalt sein. Damals ahnte ich nicht, dass uns diese Vorsichtsmaßnahme des Russen das Leben retten würde. Zum Schluß steckte mir Sergej noch eine kleine Axt zu. „Du wirst sie brauchen, spätestens im Tiefland ...“ Unsere Waffen hatten wir griffbereit. Sergej wies uns den Weg, der vom Bergkegel startete, den wir gestern bemerkt hatten. Wieviel hatte sich inzwischen ereignet.

Ohne Sergej würden wir den Anstieg zum Paß wohl schwer gefunden haben. Das Felsgewirr war so unübersichtlich, dass sich selbst Moana auf Sergejs Hilfe verlassen musste. Nach den Einstiegsschwierigkeiten wurde ein Pfad sichtbar, der sich steil durch ein Seitental hochwand. Rasch wurde es dunkel und wir mussten Fackeln anbrennen, die Sergej fürsorglich bereitgestellt hatte. Er leuchtete uns an der Spitze unserer kleinen Gruppe, während Moana und ich uns am Ende abwechselten. Tim hielt tapfer mit – sein Ausdruck zeigte allerdings, dass er die Schmerzen verbiß.

Auf den Mond brauchten wir nicht mehr zu warten. Seit zwei Stunden hatte sich der Himmel komplett mit dünnen Wolken bedeckt. Mir blieben Moanas und Sergejs besorgte Blicke gegen den Himmel nicht verborgen. Die Kälte hatte spürbar zugenommen, und wir würden Sergejs Ponchos und das Fell zu schätzen wissen.

Wir waren mehrere Stunden unterwegs und hatten das Tal verlassen, um auf eine Hochfläche zu gelangen. Jetzt kam Südwind auf, der allmählich stärker wurde, auf Osten drehte und uns entgegenblies.

Schließlich erreichten wir einen See. Seine Größe konnten wir nicht abschätzen, da der Fackelschein nicht weit reichte. Das Wasser in ihm kochte wie in einem Kessel. Wir machten am sandigen Ufer Rast und schauten in die tobende Brandung.

„Der ‚Lago Grande de las Nubes‘“<sup>10</sup>, erklärte Moana andächtig – „ein heiliger Platz unsers Volkes“. Und Sergej fügte hinzu: „Danach hat unsere Expedition hier gesucht ...“

„Und was hat man gefunden?“ fragte Tim eifrig. Schatzsuche erregte stets sein besonderes Interesse. Sergej antwortete nicht. Wie in Trance sah er auf den bewegten See hinaus. „Hier trennen sich unsere Wege. Ihr müsst euch links halten – nach rechts kommt ihr auf eine Halbinsel, von wo aus es nicht weitergeht. In etwa zwei Stunden kommt ihr zum Eingang der ‚Quebrada de los Muertos‘<sup>11</sup>. Vom Ende dieser Schlucht ist es nicht mehr sehr weit zum ‚Weißen Paß‘“.

Moana entzündete in einer Felsnische ein kleines Feuer – das Holz dazu hatte sie fürsorglich mitgebracht. Wir tranken Tee und stärkten uns mit etwas Maisbrot. Wir benötigten nun alle eine Rast. Ich fiel in einem kurzen Schlummer.

Als ich erwachte war der Wind abgeebbt. Nur mehr das Rauschen des Wolkensees war zu vernehmen.

„Jetzt aufbrechen“, sagte Sergej. Wir schüttelten die Hände. Ich umarmte ihn – er hatte mir womöglich das Leben gerettet. Die kalten, glatten Schuppen störten mich nicht mehr. Sergej verschwand rasch in der Dämmerung. Damals konnte ich nicht ahnen, dass ich ihn unter ganz anderen Umständen nach vielen Jahren wieder treffen würde.

Zielstrebig eilten wir am Ufer entlang. Der See hatte sich kaum beruhigt. Wenn die Angaben stimmten, dann war er so groß, dass der Sturm in einer anderen Ecke tobte und die Wellen sich hierher fortpflanzten.

Ich blickte auf die Uhr. Schon nach sechs Uhr morgens, aber noch stockdunkel. Langsam verbreitete sich nun diffuses Licht. Ein majestätisches Gebirgspanorama breitete sich aus. Bizarre Bergriesen und spitze Gipfel wechselten einander ab.

Am dunklen Himmel jagten weiße Wolkenfetzen. Weiter vorne wallte schwarzer Nebel. Die Sonne sollte längst aufgegangen sein, war aber nicht mehr zu

---

<sup>10</sup>

Großer Wolkensee

<sup>11</sup>

Todesschlucht

sehen. Die Luft war schneidend kalt geworden, und es erhob sich wieder ein steifer Wind, der stetig zunahm.

Der Pfad war glücklicherweise gut zu erkennen, manchmal sogar mit Steinhäufen markiert, sodass man ihn wohl auch in dichterem Nebel finden konnte. Wir waren vom See abgebogen.

Rasch verschwand er im Nebel. Bald öffnete sich vor uns eine breite Schlucht, die anfangs nur wenig steil empor führte. Wir folgten ihr bis zu einer Verengung auf wenige Meter.



## **26 In der Todesschlucht**

„Hier beginnt die Quebrada de los Muertos“, erklärte uns Moana. „Bei den jetzigen Wetterverhältnissen ist ein Durchkommen fraglich. Alles hängt davon ab, wie schnell das Unwetter kommt. Dass es kommt, ist nach all diesen Vorboten sicher, aber wann es losbricht ist unklar ...“

„Wie lange brauchen wir durch die Schlucht?“ entgegnete ich. „Unter normalen Verhältnissen etwa vier bis fünf Stunden“, antwortete Moana.

„Laßt es uns unverzüglich wagen“, meinte Tim. „Wir wissen nicht, wie nahe Huaynás Leute hinter uns sind ...“ Auch ich hatte diesbezüglich ein ungutes Gefühl. Was, wenn der flüchtige Medizingehilfe schon unterwegs auf einen Trupp Indios gestoßen war ...?

„Gehen wir weiter“, schloß ich die Diskussion. „Sonst sitzen wir unter Umständen hier sogar Tage fest. Verteidigen können wir uns zwar hier am Schluchteingang, aber wenn der Bach anschwillt, sitzen wir in der Falle und man kann uns ohne Schwierigkeiten aushungern ...“

Die ‚Quebrada‘ war eng, stellenweise nur zwei, drei Meter. Sie zog sich meist steil und gewunden nach oben. Da der Boden kaum von Geröll bedeckt war, kamen wir gut voran. Nur die Glätte der Felsen machte uns in den Steilstücken zu schaffen. In der Regenzeit niederschießendes Wasser hatte das Gestein glatt geschliffen.

Der Luftmangel war in dieser Höhe deutlich spürbar und erschwerte unser Vorwärtskommen. Das heißt, dies galt für Tim und mich. Moana, als Kind des Hochlandes, eilte flink voran und bestimmte das Tempo.

Moana hielt an, und ihre Worte machten mich besorgt: „Ich habe große Angst ... auf der Hochfläche wird bald ein Regensturm toben. Die Quebrada wird bald unpassierbar und wir sind in Gefahr, in den herabstürzenden Fluten umzukommen“.

Ihr Gesicht nahm einen entschlossenen, fast wilden Ausdruck an: „Jetzt geht es ums Leben – wenn wir den Ausstieg nicht vor der Flutwelle erreichen, sind wie

verloren. Weiter, so schnell es geht ... Aber es hat andererseits keinen Zweck übertrieben zu hasten, da wir sonst der *Soroche*<sup>12</sup> zum Opfer fallen“.

Der Pfad wurde immer steiler. Wir mussten oftmals einen Bach überschreiten. Die Felsen wurden zunehmend glitschiger und erschwerten das Vorwärtstkommen.

Die Farbe des Himmels hatte mittlerweile von dunkelvioletts fast ins schwarze gewechselt. Dies rührte von dichten hohen Wolken her, aus denen gelegentlich Blitze zuckten. Fernes Donnerrollen trug zu einer Atmosphäre bei, die sich drückend auf unsere Stimmung schlug. Der Regen drohte jederzeit zu beginnen ...

Wir waren an einer Steilstufe angelangt, an dem der Bach tosend in die Tiefe stürzte.

Als wir vor dem Aufstieg eine kurze Verschnaufpause einlegten, ereignete sich das Unerwartete. Tim protestierte eben über das seiner Meinung nach zu hohe Tempo, als sein Gesicht urplötzlich Zeichen völliger Überraschung annahm. Und dann sah ich ihn zu meinem Erstaunen in die Höhe schweben, zuerst langsam, dann zunehmend schneller ...

Was war das? Erst beim zweiten Hinsehen bemerkte ich im Zwielficht, dass er mit einem Strick nach oben gezogen wurde ...

„Die Indios blockieren unseren Fluchtweg“, stieß Moana hervor. Und so war es – Sekunden später war Tim am Lasso hochgezogen und hinter einem Steinwall verschwunden ...

Noch bevor ich mich Moana zuwenden konnte, erschien eine Gestalt auf der Klippe. Trotz der diffusen Beleuchtung erkannten wir Huayná.

„Schwed hat die Blumen der Götter geschändet und unseren Medizinmann ermordet. Diese Taten verlangen seinen Tod“, verkündete Huayná mit lauter Stimme. Moana lauschte mit unbewegter Miene.

Spontan kam meine Antwort: „Deinen Medizinmann hat er in Notwehr erschossen ... Was würdest du tun, wenn du mit einer Keule auf Tod und Leben

---

<sup>12</sup>

angegriffen wirst“. Nach kurzem Schweigen fügte ich hinzu: „Mit den Blumen bist du im Recht – zumindest nach den Gesetzen Deines Stammes, die hier wohl gelten. Siehe, ich biete dir mein Leben für seines. Nimm mich als Gefangenen und laß ihn ziehen ...“

Ich sagte dies ohne lange zu überlegen. Zwei Gründe waren dafür maßgebend. Tim Schwed hatte mich zu seiner Unterstützung für die Expedition angeworben. Ich fühlte mich in gewissem Sinn für ihn verantwortlich, auch wenn er sich an unsere Abmachung, nicht ins Blumental einzudringen, nicht gehalten hatte. Dazu kam, dass mir Huayná kaum etwas Ernstliches antun werde: schließlich hatte ich ihm beim Wasserfall das Leben gerettet.

„Darauf lasse ich mich nicht ein“, entschied Huayná. Sein bestimmter Ton ließ keinen Zweifel aufkommen. Sollte ich ihn an die Lebensrettung erinnern? Noch war Zeit dazu, aber wie lange noch ...?

„An dir liegt mir nichts – rein gar nichts. Du magst gehen ... Weit wirst du aber nicht kommen. Der Zorn der Götter erstreckt sich auf euch“, verkündete er und wies dabei auf den tobenden Himmel. Die Wettersituation hatte sich nämlich inzwischen dramatisch verändert. Der tief schwarz gefärbte Himmel erhellte sich im Minutentakt durch gewaltige Blitzentladungen, denen aber seltsamerweise kein oder nur schwaches Donnern folgte. Ein derartiges Wetterleuchten hatte ich nie zuvor erlebt ... „Und Moana bleibt ... Sie wird dich nicht begleiten und nicht führen. Sie wird ihren Verrat an ihrem Volk büßen ...“, schrie Huayná gegen den immer stärkeren Wind.

An das Folgende werde ich mich mein Lebtag lang erinnern. Ich sah kurz zu Moana hinunter, die mit versteinertem Gesicht Huayná's Ausführungen trotzte. Freiwillig würde sie wohl nicht bei ihrem Stamm zurückbleiben.

Also Konfrontation. Ich musste Huayná ausschalten und dazu blieb nur der Revolver. Das war bei der ungewissen Beleuchtung sicherlich eine schwierige Sache – aber es blieb mir keine andere Wahl. Schon hatte ich den Revolver gezogen und auf Huayná angelegt.

Da geschahen gleichzeitig drei überraschende Dinge: „Nein, nicht Tom, nicht, er ist mein Bruder ...“, schrie Moana gellend auf. Aus dem Augenwinkel sah ich, dass sie Anstalten machte, mir in die Arme zu fallen. Dennoch wäre sie zu spät

gekommen, und ich hätte abgedrückt, nicht um Huayná zu töten, sondern um ihn außer Gefecht zu setzen.

Doch dieser unterlief meine Absicht, indem er den mit dem Lasso fest verschnürten Tim wie eine Puppe vor sich hob: „Schieß nur. Wenn du Deinen Freund treffen willst ...“

Ratlos senkte ich den Colt.

Triumphierend griff Huayná in den Gürtel und zog sein Messer. Ich sehe noch heute sein rachelüsternes Gesicht vor mir – so wird mir der Kazike stets in Erinnerung bleiben.

Das dritte Ereignis gab dem Ganzen eine ungeahnte Wendung.

Ein ungeheurer Blitz fuhr krachend hernieder. Und wenn ich schreibe ungeheuer, so meine ich seine Leuchtkraft und den gleichzeitigen schrecklichen Donnerschlag.

Ob der Blitz Huayná direkt getroffen hatte oder nahe bei ihm und Tim einschlug – das weiß ich nicht. Jedenfalls verschwand Huayná unmittelbar von der Bildfläche – eben wie die Redensart ‚wie vom Blitz getroffen‘ sagt.

Tim wurde aber mehrere Meter weggeschleudert, fiel in den Bach und wurde von den tosenden Fluten mitgerissen und landete nach Sekunden direkt vor Moana und mir, wo der Bach ein kleines Basin bildete.

Unmittelbar nach dem Blitz begann der Regen in einer Art niederzuprasseln, wie es nur in den Tropen möglich ist. Durch den Regenvorhang bemerkte ich, dass Tim bei Bewußtsein war. Als ich ihn aus dem Wasser zog, bemerkte ich, dass der Blitz seine Fesselung mit dem Lasso weggebrannt hatte.

Mir kam zu Bewußtsein, dass die Karten nun neu gemischt waren.

„Los, eile weiter und nimm Tim mit. Ihr müsst weiter, bevor sich meine Brüder von ihrem Schrecken erholen. Das ist unsere einzige Chance ... Ich kümmere mich um Huayná – schließlich ist er mein Bruder ...“

„Ohne dich gehe ich nicht weiter. Zwecklos dies jetzt zu verlangen ...“, stieß ich hervor. „Und Tim wird nach diesem Blitz kaum in der Lage sein, weiterzukommen ...“

„Ich folge euch unter allen Umständen nach. Wir treffen uns im Turm am *Lago Pequeña*<sup>13</sup> ... Wenn ihr schnell seid, so erreicht ihr den noch am Abend ...“ Dabei blickte Moana besorgt auf den strömenden Regen. „Ich hoffe ihr kommt bei diesem Wetter durch ...“

Inzwischen hatte sich Tim aufgerichtet. „Komm weiter – du bist hart am Tod vorbeigerannt – nehmen wir die Chance war“, forderte ich ihn auf. Sein Blick war seltsam leer – aber er packte seine Sachen, die er fallengelassen hatte, als ihn das Lasso emporriß ... Ich umarmte Moana, die das aber nicht erwiderte. „Geht, geht rasch ...“ Und sie verschwand hinter dem Regenvorhang.

## **27 In der Fluthölle**

Wie befürchtet, war es kein gutes, schnelles Vorwärtstkommen. Der Boden war glitschig, und die Felswände boten nur unzureichend Schutz vor dem starken Regen.

Erst jetzt sinnierte ich über die unvermutete Blockade durch die Indios. Weshalb hatten sie noch vor uns in die Quebrada einsteigen können? Ich konnte es mir nur so erklären, dass uns Huayná mit seinen Kriegerern schon bald nach unserem Aufbruch vom Dorf gefolgt war- Der Gehilfe des Schamanen hatte ihn dann wohl über die Vorkommnisse im Blumental unterrichtet ...

„Wie geht es?“ fragte ich Tim, als wir unter einem Felsvorsprung hielten. Er antwortete nicht – sein verzerrter Gesichtsausdruck deutete aber auf seine enormen Schwierigkeiten hin.

„Gib mir Deinen Packen“, half ich ihm. „So ein Blitz ist keine Kleinigkeit. Es war ein schwerer Schock – aber gemeinsam werden wir es schaffen“. Tim glitt an steilen Stellen mehrmals aus, und ich musste ihm auf die Beine helfen.

---

<sup>13</sup>

Kleiner See

Große Sorgen machte mir der steigende Wasserstand. Der Bach, der zuvor nur ein Rinnsal gewesen war, schwoll markant an. Das Weiterkommen im teilweise knietiefen Wasser gestaltete sich schwierig.

Doch es sollte noch schlimmer kommen – viel schlimmer.

Blitz und Donner hatten nachgelassen. Da nahm ich ein dumpfes Brausen wahr, das der peitschende Wind übertönte. Es schwoll rasch an und dann sahen wir das Schreckliche auf uns zukommen.

„Da – die Flut“, stieß Tim hervor und zeigte nach vorne. Das waren die ersten Worte, seit ihn der Blitz von der Kippe geschleudert hatte. Da ich ihn vorausgehen ließ, damit er das Tempo bestimmen konnte, sah er das Entsetzliche zuerst.

Eine übermannshohe Wassermauer schoß um die nächste Biegung, die Gischt brandete hoch und füllte das Tal. Sollte das unser Ende sein?

„Wir müssen versuchen uns irgendwo an den Felsen festzuhalten“, brüllte ich durch das tosende Wasser. Schon hatte uns die Flutwelle hochgespült. Schwimmen war unmöglich, da das Wasser so durcheinanderwirbelte, dass wir nicht mehr wussten, wo oben und unten war.

Instinktiv hielt ich Tims Rucksack fest – der meine war ja am Rücken geschnallt. Später würden wir den Inhalt, Proviant, Munition, zum Überleben brauchen.

Letzteres war aber in diesem Augenblick keineswegs gesichert. Die Flut spülte uns in rasender Schnelligkeit die Schlucht hinunter. Mittlerweile konnte ich mich an der Oberfläche halten und spähte nach Tim aus – konnte ihn aber nicht sehen.

Wir durften nicht all den Weg zurückgeschwemmt werden, den wir uns mit viel Mühe zuvor hinaufgequält hatten. Verzweifelt schaute ich nach einer Rettungsmöglichkeit aus. Da – ein Felsvorsprung, an den ich mich mit Mühe festklammern konnte. Und da tauchte auch schon ein dunkles Etwas auf – Tim, der um sein Leben kämpfte.

„Hierher, halte dich bei mir fest“, schrie, nein brüllte ich in die zunehmende Dunkelheit. Er streckte mir seinen Arm entgegen, ich packte ihn und zog ihn zum Felsvorsprung hin.

Hinter der rettenden Felsnase tat sich eine Nische auf, in der die Strömung schwach genug war, um uns nicht wegzutreiben.

Verdammt, wenn wir nur aus dem Wasser herauskommen könnten. Jetzt, wo der erste Schock der überraschenden Flut vorbei war konnte ich mich umsehen. Und da zog sich eine Spalte von der Nische aufwärts, gerade breit genug, dass wir uns aufwärts stemmen konnten. Nach einigem Herumturnen im Kamin, bei dem ich Tim mit emporzog, erreichten wir einen Felsabsatz. Dieser war hoch genug, dass wir von der Flut, die mittlerweile ihren Höchststand erreicht hatte, nicht mehr bedroht waren.

Tim klapperte mit den Zähnen. Auch mir machte die Eiseskälte arg zu schaffen. Zuvor, im ersten Schock, hatte ich sie nicht wahrgenommen. Lange würden wir es nicht aushalten – so völlig durchnäßt und erschöpft. Eine Lungenentzündung in dieser Wildnis würde unserer Flucht bald ein Ende setzen. Jedes einzelne Glied schmerzte. Unsere Körper hatten durch die Flut unliebsamen Kontakt mit den Felsen genommen.

Das Schicksal hatte ein Einsehen. Nahezu ebenso schnell wie die Flut angestiegen war, sank sie auch wieder.

„Wir müssen weiter, sonst holen wir uns hier den Tod“, sagte Tim plötzlich. Der Kälteschock hatte offenbar seine Verwirrung eingedämmt. Und so krochen wir wieder den Spalt hinunter, wo das Wasser noch etwa hüfthoch bergabschoß.

Die folgenden Stunden sind mir nur mehr dunkel in Erinnerung. Wir schleppten uns durch den noch immer mit beträchtlicher Gewalt strömenden Bach aufwärts. Dabei krochen wir mehr als wir gingen und mussten oft Pausen einlegen. Jedes mal glaubten wir, nicht mehr weiterzukommen – aber schließlich ging es doch immer. Wie lange wir brauchten, konnte ich nicht sagen, aber der Tag war längst angebrochen. Jedes Zeitgefühl war abhanden gekommen.

Das war aber nicht das Ende unseres Mißgeschicks.

Da – ein schriller Aufschrei und ein ellenlanger Fluch. Tim war mit einem Bein in einer Felsspalte hängengeblieben und schwer gestürzt.

„Das ist das Ende der Story – ich werde hier liegenbleiben und verrecken“, stöhnte er. Anstelle einer Antwort zog ich seinen Fuß aus der Spalte, was er mit lautem Gebrüll quittierte.

„Verdammt – das muss mir gerade jetzt passieren“, keuchte er mit schmerzverzerrtem Gesicht. Sein Bein lang seltsam verdreht zur Seite. Es war mit Sicherheit gebrochen.

„Du musst jetzt die Zähne zusammenbeißen – ich werde dein Bein schienen“. Ein Bergstock wäre dabei nützlich gewesen, aber unsere Stöcke waren längst von der Flut fortgespült worden. So blieb mir nur mein Stutzen, den ich ihm ans Bein legte und festband. Dass das Schienen nicht ohne große Schmerzen abging war klar. Dicke Schweißperlen standen auf Tims Stirn und er stöhnte zum Erbarmen.

„Laß mich hier liegen und mach, dass du weiterkommst. Für mich ist die Expedition hier zu Ende. Huaynás Fluch hat sich schneller als geglaubt erfüllt ...“

„Rede keinen Unsinn, ich werde dich stützen. Der Turm kann nicht mehr weit sein. Wir müssen es schaffen und zwar gemeinsam ...“

Unter normalen Umständen hätte ich Tim geschultert. Dazu war er nicht zu schwer. Aber hier in diesem glitschigen, unebenen Terrain, durchsetzt von Geröll und Felsspalten, war dies von vornherein unmöglich. So stützte ich ihn so gut es ging. Er hielt sich tapfer, aber es war nur mehr ein langsames Vorwärtskommen.

Zum Glück hatte der Regen ganz aufgehört und auch der Bach führte wieder weniger Wasser. All das hätte aber nichts genützt, wenn sich der Unfall weit vom Turm ereignet hätte. Als ich nämlich schon total erschöpft und verzweifelt dachte, dass wir niemals oben ankommen würden, öffnete sich die Schlucht.

Der See lag vor uns. Und nahe beim Schluchtausgang erhob sich auf einem niedrigen Hügel direkt am See ein niedriger Turm.



## **28 Der Turm in den Wolken**

Der See war von überschaubarer Größe. Moana hatte von ihm als *Lago Pequeño de las Nubes*<sup>14</sup> gesprochen. Das dunkelgrüne Wasser glänzte an einigen Stellen golden im Sonnenlicht. Nicht weit über dem Wasserspiegel lag eine Wolkenschicht. Durch einige Lücken im Nebel konnte man steil aufragende Berggipfel mehr erahnen als sehen.

Doch ich war zu erschöpft, um die grandiose Szenerie genießen zu können. Ich packte Tim, der zu Boden geglitten war. Er zitterte vor Kälte. „Los, weiter die letzten Meter – wir müssen aus dem nassen Zeug heraus“, feuerte ich ihn ein letztes mal an.

Bald hatten wir den Turm erreicht. Unmittelbar daneben floß der Bach aus dem See, welcher uns in der Fluthölle fast das Leben gekostet hätte.

Das Innere des Turms war in überraschend gutem Zustand. Er bestand aus nur zwei Stockwerken, die mit einer Steintreppe verbunden waren. Da das obere Stockwerk stark verfallen war, blieben wir unten.

Es war höchste Zeit, Tim zu versorgen. Er war am Eingang zum Turm zusammengebrochen und starrte apathisch ins Leere.

Als ich mich umsah, erblickte ich zu meiner Freude Holz, das um eine Feuerstelle geschlichtet war. Holz in dieser Höhe, weit oberhalb der Baumgrenze – die Indios hatten offenbar vorgesorgt. Vielleicht diente die Einrichtung als Wachturm. Um vor eventuellen Eindringlingen vom Paß zu warnen.

Beim Holzvorrat entdeckte ich Stöcke, die ich zu einer solideren Schienung von Tims gebrochenem Bein verwenden konnte. Ich löste die provisorische Schiene und schnitt seine Hose mit dem Messer auf. Zum Glück hatte er keinen offenen Bruch erlitten. Als ich sein Bein so gut es ging versorgte, fiel mir auf, dass er nicht mehr stöhnte. Er war offensichtlich in eine tiefe Bewußtlosigkeit gesunken.

---

<sup>14</sup>

Um Feuer zu entfachen, benötigte ich die in unserem wasserdichten Notpaket enthaltenen Streichhölzer gar nicht. Der mir schon im Tal aufgefallene Mechanismus des Funkenschlagens mit Quarzsteinen funktionierte auch hier. Bald flackerte ein wärmendes Feuer, an dem wir unsere Kleider trocknen konnten.

Die Ausrüstung des Turmes verblüffte mich. Ein Kessel war vorhanden, den ich mit Wasser des nahen Baches füllte. Als es kochte, bereitete ich Mate-Tee zu. Dabei dachte ich in Dankbarkeit an Sergej zurück, der uns eine Packung mitgegeben hatte. Der schützende Turm, das Feuer und der heiße Tee haben mir damals vermutlich das Leben gerettet. Mit den nassen Sachen am Leib wären wir in der Bergwildnis rettungslos verloren gewesen.

Als ich Tim entkleidete, erlebte ich eine böse Überraschung. Seine rechte Seite war von der Schulter bis unter die Hüfte blauschwarz verschmort. Hier war der Blitz durchgefahren. Die erlittene Verletzung war um einiges schlimmer als es zunächst den Eindruck machte. Es schien mir beinahe unglaublich, wie er sich in diesem Zustand die Schlucht aufwärts hatte schleppen können. Ich merkte auch, dass er um seine Brust ein Bündel geschnürt trug. Ich legte es zunächst achtlos beiseite, da mir sein tranceartiger Zustand Sorgen machte.

Ich bettete ihn auf eine der Lagerstätten, rieb seinen nackten Körper sorgfältig ab. Als ich mich seiner Verletzung näherte, stöhnte er leise auf. Ich benützte die Gelegenheit, um ihm heißen Tee einzuflößen, den er erst zögernd, dann aber gierig trank. Ich deckte ihn mit vorhandenen Decken aus weicher Lamawolle zu. Er schenkte mir einen dankbaren Blick und versank dann sofort in einen tiefen Erschöpfungsschlaf.

Erst jetzt konnte ich mich daran machen, meine Bedürfnisse zu stillen. Dabei staunte ich abermals über die vorhandene gute Einrichtung des Turmes. In einer Ecke fand ich einen größeren Vorrat an Hochlandkartoffeln sowie Maiskolben. Ich holte nochmals Wasser vom Bach – und bald war eine warme Mahlzeit zubereitet. Da sich Tim nicht wecken lies, so sättigte ich mich allein.

Als ich danach nochmals das obere Stockwerk inspizierte, bemerkte ich eine verfallene Treppe, die auf eine Dachterrasse führte. Oben herrschte eine klare Sicht. Es war kaum zu glauben, dass vor wenigen Stunden noch ein derartiges Unwetter getobt hatte. In den Tropen, insbesondere in dieser Höhe, wechselt das Wetter rasch.

Nun befiel mich auch eine bleierne Müdigkeit. Ich legte noch genügend Holz ins Feuer und sank dann aufs Lager. Die enormen Anstrengungen der vergangenen Stunden forderten ihren Tribut und ich schlief ein ...

Ich erwachte aus einem merkwürdigen Traum: Moana eilte vor mir über eine Hochebene. Ich versuchte sie zu erreichen, aber je mehr ich meine Schritte beschleunigte, desto mehr entfernte sie sich von mir. Gelegentlich drehte sie sich um und winkte mir zu, mich zu beeilen. Je mehr ich mich jedoch anstrengte, desto größer wurde der Abstand zwischen uns – und schließlich entschwand sie in der Ferne.

Der Mond warf einen breiten Streifen silbrigen Lichtes in den Raum. Nach seinem Stand am Himmel mochte es Mitternacht sein. Ich hatte fast zwölf Stunden geschlafen. Nach diesem Erschöpfungsschlaf fühlte ich mich wie neugeboren, obwohl mich von den gestrigen Anstrengungen und den Blutergüssen jedes einzelne Glied schmerzte. Das Feuer war ausgegangen, und es war kalt geworden.

Als ich mich erhob, um nach Tim zu schauen, hatte ich das bestimmte Gefühl, nicht allein zu sein ...

Und tatsächlich sah ich eine Gestalt an Tims Lager, die sich aufrichtete und aus der Dunkelheit trat.

Der Mond übergieß Moanas schönes ernstes Gesicht. Ich ging auf sie zu und umarmte sie. Sie ließ es geschehen, erwiderte die Umarmung aber nicht.

„Gut, dass du da bist – was ist geschehen“, stieß ich hervor. Sie schob mich sachte von sich. Ihr mir mittlerweile so vertrautes Gesicht zeigte einen nie gekannten Ausdruck – eine Mischung aus Schmerz, Hoffnungslosigkeit und Ergebenheit ...

„Sie sind beide tot. Derselbe Blitz hat sie getötet. Huayná ist im Bösen zu unseren Ahnen gegangen – er hat mir nicht vergeben ... Und dein Freund Tim ist auch nicht mehr ...“

Ich beugte mich zu Tim. Er lag mit starren offenen Augen da, die Hände in die Lamadecke verkrampft. Sein Gesicht war schmerzverzerrt.

„Sein Tod ist nicht leicht gewesen – er hat für seinen Frevel gebüßt“, sagte Moana seltsam teilnahmslos. „Auch wir werden bezahlen – das weiß ich jetzt ...“

Als ich Tims Augen schloß, fühlte ich die Eiseskälte. Er musste schon Stunden tot sein. Ich machte mir Vorwürfe, mich zu wenig gekümmert zu haben. Als ich dies Moana sagte, schüttelte sie den Kopf: „Ich habe sein geschientes Bein gesehen. Mit dieser Verletzung hätte er niemals den Paß erreicht. Ein Wunder überhaupt, dass er bis hierher gekommen ist, nachdem ihn der Blitz getroffen hat ...“ Damit hatte sie wohl recht.

Ich hatte einen Freund verloren. Bei all seinen Nachteilen – sein unüberlegtes Handeln mit dem Blumenraub hatte uns schließlich in diese mißliche Situation gebracht – er war ein engagierter Forscher und ein tapferer Expeditionsführer gewesen. Nun war nur noch ich von unserer Truppe übrig ...

Rein logisch betrachtet wäre Tim eine unerträgliche Belastung gewesen. So hatte sich dieses Problem von selbst gelöst. Mit Moana allein würde ich über den Paß kommen. Aber würde sie überhaupt mitkommen? Irgend etwas musste seit unserer Trennung geschehen sein. Ich spürte keine Zuneigung ihrerseits mehr. War der Tod ihres Bruders die Ursache?

Apathisch machte ich Feuer und wir nahmen eine gemeinsame Mahlzeit ein – erstmals schweigend ... Doch dann ergriff Moana das Wort: „Wir müssen bald weiter – begrabe Deinen Freund“.

„Du kommst mit mir?“ antwortete ich spontan. Ich wollte Klarheit.

„Ja, natürlich – ich habe mich dafür seit unserer Begegnung am Steintor entschieden. Du bist mein Schicksal ...“ Moana kam zu mir und legte ihre Hände in die meinen. Wieder durchrieselte mich dasselbe Glücksgefühl, das ich erstmals am Steintor empfunden hatte.

„Laß dir erklären, mein Lieb“, setzte sie fort. „Huayná hat mich vor seinem letzten Atemzug verflucht – anders kann man es nicht nennen und anders habe ich es auch nicht erwartet ...“ Ihr Blick hatte nun wieder etwas von der früheren Wärme angenommen.

„Die Indios – wieder sprach sie nicht mehr von ihren Brüdern – werden nur eine kurze Totenzeremonie halten. Dann, so verlangt es das Gesetz, werden sie sich auf unsere Spur machen und uns unbarmherzig folgen. An mich werden sie sich

vermutlich nicht heranwagen – auch wenn mich Huaynás Fluch getroffen hat – aber dich würden sie nicht verschonen ...“

Beim Morgengrauen gingen wir daran, Tim unter Steinen zu bestatten. Dazu trugen wir ihn aus dem Turm. Passende Felsblöcke lagen genug herum – und bald konnte ich eine stille Andacht halten.

Er war ausgezogen, die Götterblumen der Menschheit dienstbar zu machen und nun ruhte er in diesem abgelegenen Andenwinkel, nahe einer Ruine, welche die Vorfahren jener erbaut hatten, die ihn so gnadenlos gejagt hatten.

## **29 Der Atem der Götter**

Inzwischen war es Vormittag geworden, und der Himmel hatte eine dramatische Veränderung erfahren – zum zweiten Mal in kurzer Zeit. Noch war mir das unglaublich gewaltige Farbspiel in Erinnerung, mit welchem sich der Himmel beim Betreten der Quebrada de los Muertos geschmückt hatte. Dort nun war es anders. Das Firmament hatte sich mit einem Gespinst feiner Schleierwolken überzogen, die in kurzer Zeit immer dichter wurden.

„Auch das noch ...“, deutete Moana besorgt nach oben. „Der Fluch könnte sich schneller erfüllen, als uns lieb ist ...“

„Bahnt sich wieder ein Regensturm an“, entgegnete ich. „Die Vorzeichen sehen aber so ganz anders aus als gestern ...“

„Ja, aber wenn das eintritt, was ich befürchte, so sind wir der Gnade der Götter ausgeliefert. Ich habe die alten Männer des Stammes nur davon sprechen hören. Sie nannten es ‚Atem der Götter‘. Nur wenige haben ihn erlebt ... und überlebt. Laß mich weitere Vorboten abwarten, bevor ich weiter unke. Packen wir inzwischen schnell unsere Sachen und brechen dann bald auf“.

Viel hatten wir nicht mitzunehmen. Ein paar Vorräte, Streichhölzer – obwohl es dort oben, wo wir hin wollten, kein Holz geben würde, jeder einen Wollponcho, der uns vor der Kälte schützen sollte. Moana packte noch zwei Lamafelle auf die Rucksäcke. Binnen kurzer Zeit sollten sie uns wertvolle Dienste leisten.

Nochmals sah ich mich im Turm um. Da lag noch das Bündel, das ich Tim von der Brust gelöst hatte, halb verschmort durch den Blitz. Darauf hatte ich bei all diesen Ereignissen vergessen, aber nun fiel es mir ins Auge. Und ich sollte eine große Überraschung erleben.

„Ich dachte du ließest es zurück ...“, sagte Moana traurig. „Es ist das welches all diese Ereignisse hervorgerufen hat“.

Und als ich das schmale Bündel öffnete, sah ich, dass es einige Pflanzenbüschel enthielt. So hatte es Tim doch zuwege gebracht, einige der Götterblumen herauszuschmuggeln.

„Ich weiß, dass du sie mitnehmen willst. Tu es getrost – aber sie werden uns kein Glück bringen. Dir nicht, weil du den Raub annimmst, und mir nicht, weil ich es nicht verhindere ...“ Mit diesen Worten erwies sich Moana als Fatalistin. Ihre Prophezeiung sollte sich bald erfüllen, sehr bald ...

Ich packte das Bündel mit in meinen Rucksack. Als wir hinaustraten, hatte der Himmel eine schwarz-violette Farbe angenommen. Obwohl es erst später Vormittag war, war es nahezu finster geworden.

„Wenn das Wetter hält, können wir von hier aus in etwa fünf Stunden am Paß sein. Wenn uns aber der ‚Atem der Götter‘ unterwegs trifft, sind wir verloren. Wagen wir das Risiko ...“, stieß Moana hervor.

Allein hätte ich den Weg nie gefunden. Aber Moana zögerte nicht und wusste offenbar genau, wo zu gehen war.

Wir hatten den See noch nicht hinter uns, als ein seltsames Leuchten begann. Die Felsspitzen schienen in bläulichen Flammen zu stehen. Auch Kopf, Schultern und Oberarme der vor mir gehenden Moana schienen in dem seltsamen Licht zu glühen.

„St. Elmsfeuer – ein elektrischer Entladungsvorgang“, brachte ich meine westliche Weisheit an. Ich hatte es auf meinen Reisen schon öfters beobachtet, allerdings nie in einer derartigen Intensität.

„Der leuchtende Tod“, entgegnete Moana. „Das zweite Vorzeichen, des Atems der Götter ...“

Mir fiel auf, dass sich kein Lufthauch bewegte. Die Luft war seltsam klar, sodass man trotz der Dunkelheit weit sehen konnte. Die Berge säumten wie schwarze Riesen unseren Weg, so als würden sie die Route zum Paß bewachen.

Das Leuchten nahm allmählich ab und verschwand dann ganz. Wir eilten zügig einen breiten Hang hinauf. Moana mit ihrer Bergerfahrung bestimmte unser Tempo.

Als wir zu einem Absatz kamen, wandte ich mich um. Unten lag der See. Da war mir, als sähe ich beim Turm eine Bewegung. Noch bevor ich das Fernglas aus dem Rucksack nehmen konnte, sagte Moana mit eisiger Stimme: „Da unten kommen die Verfolger, so schnell habe ich sie nicht erwartet.“

Und durch das Fernglas erkannte ich jetzt auch die sich rasch bewegenden Punkte: drei, vier, fünf zählte ich.

„Sie können uns noch vor der Passhöhe einholen“, meinte Moana mit dumpfer Stimme, „denn sie sind ausgeruht und schneller als wir“.

Mir fiel der seltsam hohle Ton unserer Stimmen auf. „Wie merkwürdig du sprichst“, antwortete ich. „Deine Stimme klingt wie aus weiter Ferne ...“

„Der Atem wird kommen“, flüsterte Moana, „ich fühle es deutlich – alle Vorboten sprechen dafür. „Auch ich empfinde einen seltsamen Schauer in mir, der nicht von der Kälte herrührt“, entgegnete ich.

Dann wurde die Luft dick und schwer. Allmählich fiel Nebel ein. Die Berge verschwanden im Dunst. Und dann wurde es plötzlich kalt, eiskalt. Innerhalb von Minuten fiel die Temperatur gewaltig.

„Der Tanz beginnt, wir müssen schauen, einen halbwegs geschützten Platz zu erreichen. Bald – sonst sind wir verloren ...“, keuchte Moana. Noch nie zuvor hatte ich sie so angstvoll gesehen.

Bis jetzt hatte sich kein Windhauch geregt. Doch nun blies plötzlich der Wind mit eisiger Wucht. Und fast gleichzeitig begann es aus dem Nebel heraus in dicken Flocken zu schneien. Der Wind blies den Schnee waagrecht dahin. Die eisige Kälte der Windstöße ließ uns bis ins Mark hinein erschauern.

Zu alldem zuckten jetzt auch orangerote Blitze aus den Wolken. Unmittelbar darauf folgten krachende Donnerschläge deren Lautstärke fast zum Platzen des Trommelfells führte. Wir waren mitten in ein fürchterliches Wintergewitter gelangt. Die Blitze schlugen in nächster Nähe von uns ein – die Situation war in hohem Maße gefährlich.

Ein Blizzard ... fast am Äquator.

Spitze Eisnadeln regneten vom Himmel, und die Gewalt des Sturmes trieb sie uns schmerzhaft ins Gesicht und in die Hände.

Der Berghang verwandelte sich binnen weniger Minuten in eine Schneewüste. Es war, als werfe die Natur ein gewaltiges Leichentuch über Gras, Felsen, Bäche und alles Leben.

Blitz folgte auf Blitz, das Krachen der Donnerschläge übertönte das ohrenbetäubende Sturmgebrüll. In all der Todesangst, die in uns aufkeimte, hatte ich für dieses Crescendo der Schöpfung Ehrfurcht und Bewunderung.

Moana packte meine Hand. „Da vorne“ – meinte ich zu vernehmen, denn der Wind riß ihr die Worte vom Mund. Tatsächlich tauchten vor uns einige Felsblöcke im Schneesturm auf. „Hier müssen wir haltmachen“, schrie Moana, „sonst sterben wir. Und wir müssen uns zudecken ... so haben es die Ahnen gesagt ...“

An einer halbwegs geschützten Stelle zwischen zwei Felsblöcken luden wir die Rucksäcke ab. Wir hüllten uns in die Ponchos und deckten uns mit den mitgenommenen Lamafellen zu. Der Boden war anfänglich eiskalt, aber wir krochen eng aneinander und wärmten uns auf diese Weise gegenseitig.

Die Schwärze des Himmels war einer zuckenden, gelb-roten Lohe gewichen. Die Flammenzungen der Blitze jagten durch die Wolken, fanden ihren Weg zur Erde, wo sie sich mit gewaltigem Krachen entluden. Die tief dahinjagenden Wolken schienen mit Elektrizität überladen ...



Am unangenehmsten war jedoch der schneidende Wind, der in alle Ritzen drang und uns das Atmen erschwerte. Schwere Hustenanfälle raubten uns fast die Besinnung. Manchmal glaubten wir fast zu ersticken und wurden in Krämpfen geschüttelt. Zwischendurch waren wir wohl aus Erschöpfung eingeschlafen. Jegliches Zeitgefühl war uns abhanden gekommen. Allmählich war es wärmer geworden. Der Schweiß brach mir aus allen Poren. Hatte ich Fieber? Luft ... Ich versuchte mich aufzurichten – es ging nicht. Wir waren vom Schnee eingeschlossen. So war es also, wenn man in einer Lawine begraben war.

Mit meinen Händen versuchte ich mich aus dem Schnee zu graben. Vergebens! Moana lag teilnahmslos neben mir. Auch ich spürte Müdigkeit in mir und wollte am liebsten schlafen. Aber das war nicht eine Vorstufe zum Erfrierungstod, nein mir war siedend heiß – es war Luftmangel.

Schon tanzten glühende Spiralen in meinem Gehirn. Ein Erstickungsanfall drohte meine Brust zu sprengen.

Luft, Luft, Luft ...

Als ich mich mit letzter Willenskraft nochmals aufbäumte, gab die zentnerschwere Last auf mir ein wenig nach. Ich kratzte wie wahnsinnig und scharrte mich schließlich durch den Schnee ...

Ich sog tief die eisige Luft ein. Nein, unser Weg war noch nicht zu Ende. Dann grub ich Moana aus. Sie war bewusstlos, zeigte rasch Wirkung. Sie schlug die Arme um meinen Hals und flüsterte „Wir haben es überlebt, der Atem der Götter war uns gnädig ...“

Das Heulen des Sturmes hatte kaum nachgelassen, aber das Gewitter war vorbeigezogen. Die Ahnung des Naturkindes trog nicht. Nach nicht allzu langer Zeit ließ der Schneesturm deutlich nach. Und als sich die Wolken lichteten, merkten wir, dass der Tag angebrochen war.

Ein leichter Wind wehte. Der Himmel war wieder blau und die Sonne lachte vom Himmel als sei nichts geschehen. „Wir haben dem leuchtenden Tod ins Auge gesehen. Schau, Geliebte, es ist Tag. Laß uns die Welt anschauen und einen neuen

Anfang machen“, versuchte ich Moana aus unserer Schneehöhle, in der sie immer noch lag, hervorzulocken.

Doch sie blieb liegen. „Laß mich hier noch eine Zeitlang ruhen – ich fühle mich zu schwach zum Weitergehen ... Es besteht nun auch keine Gefahr mehr von Huaynás Männern. Der Sturm muss sie auf offenem Gelände erwischt haben, da hatten sie keine Chance“. Und so war es, von den Indios war keine Spur zu sehen und sie blieben verschwunden.

Ich klopfte mir den Schnee von den Kleidern. Hier konnten wir nicht bleiben. Die Temperatur begann zwar spürbar zu steigen, aber noch knisterte der Frost und die Welt war voll Schnee und Eis.

Ich begann mir Sorgen um Moana zu machen. So schwach hatte ich sie nie zuvor gesehen. Die Strapazen waren offenbar doch zu viel für sie gewesen.

Ihr Gesicht war bleich und ihre Augen lagen tief. Ab und zu wurde sie auch von Hustenanfällen geschüttelt. Was sollte ich tun? Sie zum Weitergehen auffordern?

Aber sie nahm mir die Entscheidung auch diesmal ab. Sie erhob sich vom Lager, das uns das Leben gerettet hatte. Ich packte ihre Sachen und wir setzten langsam unseren Weg fort. Das Stapfen durch den Schnee war weniger mühsam, als ich mir vorgestellt hatte. Der Wind hatte die exponierten Stellen blank gefegt, und die angewehten Schneewächten umgingen wir einfach.

### **30 An der Puerta de los Incas**

Da wir uns nur langsam fortbewegten, erreichten wir die Paßhöhe erst gegen Mittag. Moana legte alle zehn Minuten eine kurze Rast ein. Ihre Augen waren glasig, sie atmete schwer und hustete viel. Als ich ihre Temperatur fühlte erschrak ich, ihr Kopf glühte. Hoffentlich bahnte sich keine Lungenentzündung an ...

Dann lag sie vor uns, die Paßhöhe. An beiden Seiten begrenzt von mehreren hundert Meter hohen Bergkegeln.

„Die *Puerta de los Incas*“, sagte Moana – das Ziel unseres Weges. Und ich erinnerte mich an die Alte vom Marañón und ihre Weissagung. In diesem Augenblick dachte ich noch nicht daran, dass sie sich erfüllen könnte.

Der Paß bestand aus einem breiten Hochtal, das sich ostwärts mehr oder minder oben entlang streckte. Der Schnee war hier tiefer, und es wehte ein kalter Wind.

Moana lächelte mir gequält zu: „Du wirst staunen. Selbst hier haben meine Vorfahren einen Stützpunkt geschaffen. Zwar stehen nur mehr Reste davon, aber sie werden uns Schutz bieten, bis du morgen weiterziehen kannst ...“

Und tatsächlich, nach einiger Zeit kamen wir bei niedrigem Mauerwerk an. In früheren Zeiten mochte es ein Turm ähnlich wie am Lago Pequeña gewesen sein, aber mittlerweile war nicht viel übrig davon geblieben. Das obere Stockwerk und das Dach des Turmes waren teilweise eingestürzt. Hier bezogen wir in einer überdachten Nische Quartier.

Leider hatten wir kein Holz, um ein Feuer zu entfachen. Heißer Tee hätte Moana wohl geholfen. So konnte ich nur Schnee schmelzen, das eisige Wasser mit der Körperwärme ein wenig erwärmen. Es war kein gemütlicher Ort. Ich versuchte Moana so trocken und warm wie möglich zu betten. Zuvor massierte ich ihren ganzen Körper, insbesondere Arme und Beine. Das dankbare Lächeln, welches sie mir dafür schenkte, war Belohnung genug.

Am Nachmittag schlief sie. Ihr Kopf glühte. Sie hatte hohes Fieber – und ich konnte nichts dagegen tun. Ihr Atem rasselte. Die kalte dünne Höhenluft – ich schätzte die Höhe auf weit über 3500 Meter – war mit Sicherheit nicht förderlich für ihre Erkältung. Wir sollten versuchen möglichst rasch abzusteigen, um wärmere Gefilde zu erreichen. Aber konnte sie morgen überhaupt weiter? Was mich echt besorgt machte, war ihr verändertes Aussehen. Um ihren Mund waren zwei herbe Kerben entstanden, die ich zuvor nie bemerkt hatte. Ihr Blick war verschleiert und die tiefen Ringe um ihre Augen kündeten nichts Gutes. Das Fieber schien eher zu steigen.

Nachdem sie ein paar Stunden unruhig geschlafen hatte, schlug sie die Augen auf. Ihr Blick war wieder klar. Sie nahm meine Hand und sprach mit leiser Stimme zu mir.

„Tom, unsere Zeit war kurz, zu kurz. Ich habe für meine Liebe zu dir bezahlt. Aber ich bereue nichts, und bin dem Himmel dankbar, dass er uns zusammengeführt hat. Du bist meine Bestimmung. Glaub mir, ich würde alles nochmals genauso tun, wie es geschehen ist – trotz des Fluches. Als Huayná starb, war ich sicher, dass ich ihm bald nachfolgen würde. Aber dass dies so früh geschehen würde – das überrascht mich. Aber es ist immer zu früh wenn man liebt und gehen muss ...“

Sie hielt inne. Das Reden strengte sie sehr an. Was sollte ich ihr darauf antworten. Zum ersten Mal ahnte ich, dass wir hier, an der Puerta de Incas, am Ende unseres gemeinsamen Weges angelangt sein könnten ...

„Die Blumen der Götter bringen niemand Glück. Weder den Indios noch den Konquistadoren und uns auch nicht. Sie sind verflucht“. Nach einem minutenlangen Schweigen, bei dem ich an ihren Lippen hing fügte sie kaum verständlich hinzu: „Du musst allein weiter, mein Geliebter. Etwa eine Stunde von hier gabelt sich das Tal. Nimm das linke Tal, und du wirst in drei Tagesmärschen wieder im Tiefland sein. Meine Vorfahren und später die Incas haben diesen Weg zum Handel mit den Indios im Urwald benutzt ...“

„Vielleicht sind die Blumen doch für etwas gut“, erinnerte ich mich an das Bündel, das ich aus Tims Sachen mitgenommen hatte. „Laß uns versuchen, ob sie dein Fieber senken“.

Ihr Blick wurde abweisend. „Die geraubten Blumen sind für mich tabu – ich werde sie nicht verwenden ...“

Mich überkam ein wilder, weher Schmerz. Ich warf mich an ihr Lager und umarmte sie. Ich habe nicht oft in meinem Leben geweint. Aber ich gestehe, dass mich bei Moanas Worten der Schmerz überwältigte und ich meinen Tränen freien Lauf lassen musste.

„Weine nicht, Tom. Wir können den vorgezeichneten Lebenspfaden nicht entgehen – müssen uns fügen ... Versprich mir, dass du morgen gleich aufbrichst und den Rückmarsch unbeschadet überstehst ...“

Ich war wie vor dem Kopf gestoßen. Eine unbeschreibliche Wut auf unser Schicksal, dem wir blind ausgeliefert schienen, brach in mir aus.

„Ich weiß, dass du unsere Begegnung nicht vergessen wirst. Ich will dir aber dennoch ein Amulett zur Erinnerung an mich mitgeben“. Mit diesen Worten nestelte sie einen Anhänger von ihrem Hals los und drückte ihn mir in die Hand. Ich nahm ihn wortlos in Empfang. Was sollte ich ihr auch darauf antworten. Erst später, bei meiner Rückfahrt, habe ich mir das Amulett genauer angesehen. Es war aus Silber und zeigte den Vollmond mit einem ziselierten Frauenkopf. Noch heute hat das Erinnerungsstück an meine große Liebe einen Ehrenplatz in meiner Bibliothek.

Die Sonne neigte sich schon stark gegen Westen, als ich beschloß, einen kurzen Rundgang zu unternehmen. Moana schien es etwas besser zu gehen. Sie hatte sich von ihrem Lager aufgerichtet und blickte geradewegs in die tiefstehende Sonne. Die Temperatur war über den Gefrierpunkt gestiegen, der Schnee taute weg und der Wind war gänzlich eingeschlafen.

Die folgenden Ereignisse sind in allen Einzelheiten tief in meine Erinnerung eingebrannt. Ich war nach Osten gegangen, kehrte aber schon nach kurzer Zeit zum Lager zurück. Ich wollte Moana nicht zu lange alleine lassen. Bei der Rückkehr fand ich aber Moana in der gleichen, halbsitzenden Stellung vor.

„Das wird morgen ein schöner und milder Tag. Glaubst du, dass du imstande sein wirst, unseren Marsch fortzusetzen, damit wir bald wieder in tiefere Lagen gelangen?“ sprach ich sie an, um ihr Mut zu machen.

Keine Antwort ...

Als ich vor ihr stand, war ich von ihrem Anblick gebannt. Ihr Kopf war nach Westen gerichtet, in die Richtung, aus der wir gekommen waren und wo sie ihr Volk im Zank zurückgelassen hatte. Ihr von der untergehenden Sonne rosig übergossenes Antlitz zeigte wieder die alte Frische. Ihre Augen waren geöffnet und sinnend in die Ferne gerichtet. In diesem Augenblick war ich von ihrer fast überirdischen Erscheinung hingerissen. Eine tiefe Woge der Zuneigung überwältigte mich. Ich war sprachlos – und erst nach einiger Zeit sprach ich sie wieder an: „Geht es dir besser, mein Lieb? – Dein Gesicht im Abendsonnenschein zeigt Zufriedenheit. Bald bist du wieder gesund ...“

Doch schon im nächsten Moment packten mich Zweifel. Zunächst leise, dann bohrend ... Irgend eine Kleinigkeit wirkte störend auf die Idylle. Vielleicht war es die

etwas unnatürliche Lage ihres Oberkörpers. Oder ihr Gesichtsausdruck, der zuvor ein leichtes, zufriedenes Lächeln zeigte, aber gleichzeitig irgendwie auch starr wirkte ...

Ich beugte mich zu ihr hinunter. Eine eisige Hand krallte sich um mein Herz und meinen Schädel. Sie schleuderte mich von der Woge der Liebe und der Hoffnung in den tiefsten Abgrund.

Moana reagierte nicht auf meine Gesten und Worte. Erst aus nächster Nähe fiel mir die seltsame Starre ihrer Augen auf ...

M o a n a w a r t o t ...

In der kurzen Zeit meiner Abwesenheit hatte sie diese Welt verlassen.

Zuerst war ich wie erstarrt. Ich konnte es nicht fassen. So schnell kann eine Lungenentzündung nicht töten. War es Erschöpfung, Verzweiflung über ihr Ausgestoßensein von ihrem Volk ...?

Schon war die Sonne verschwunden und es wurde rasch dunkel. Ich warf mich über Moana und streichelte ihr allmählich erkaltendes Gesicht.

## **Kapitel 1: Nach Osten, junger Mann ...**

Ich hielt Totenwache an Moanas Grab. Stundenlang war ich nicht fähig, irgendwelche Gedanken zu fassen. Seltsamerweise fühlte ich keine Trauer. Da war eine schwarze Wand im Hintergrund meines Bewußtseins. Eine tiefe Sinnlosigkeit breitete sich in mir aus.

Als ich schließlich einschlief, hatte ich einen merkwürdigen Traum. In stand vor meinem Elternhaus, schloß das Eingangstor auf und begann die Treppe in den ersten Stock empor zu steigen. Auf halbem Weg kam mir eine in einem dunklen Umhang gehüllte Gestalt entgegen. Zuerst dachte ich, dass es meine Mutter sein könnte, aber die Gestalt war viel größer. Als wir uns auf der Treppe gegenüberstanden, lüftete sie ihr Kopftuch und es war eine alte Frau. Aus ihrem fahlen Gesicht starrte sie mich mit grimmigem Blick an. Ihre gelben Augen erinnerten mich frappant an die eines Raubvogels. Wir gingen beide weiter. Und als

ich mich umwandte sah ich in kein menschliches Antlitz mehr, sondern auf den Kopf eines Geiers. Ich erschrak gewaltig. Als ich sie stammelnd fragen wollte, wer sie sei und was sie hier wolle, wandelte sich ihre Gestalt in die der alten Indianerfrau von der <<Rio Marañón>>. Wieder hörte ich ihre Worte, mit der sie ihre Weissagung geschlossen hatte: „Zurück nach Osten, junger Mann, nach Osten ...“

Dann wachte ich auf und konnte mich an jede Einzelheit des Traumes erinnern. Später habe ich versucht, den Traum zu deuten – manches ist mir dazu eingefallen, aber letztendlich nichts Schlüssiges.

Aber meine Apathie war vorbei. Am Morgen begann ich Moanas Grab mit Steinplatten zu bedecken. Schließlich blieb nur noch der Kopf frei. Ihr Gesicht war friedlich, und es schien, als schliefe sie nur. Lange versenkte ich meinen Blick in ihre Züge, um mir jeden einzelnen einzuprägen. Es kostete mich große Überwindung, das Grab endgültig zu verschließen.

Als ich die Hände zum Gebet falteten wollte, schoß mir der unersetzliche Verlust erstmals wie ein Feuerstrahl ins Bewusstsein. Weshalb hatte der Schöpfer sie so früh abberufen? Noch vor kurzem war sie so lebensfroh und gesund. Woran war sie gestorben? Sicherlich, die Strapazen und die Unterkühlung im Schneesturm waren enorm, aber das stellte für mich keine ausreichende Erklärung dar. Der Fluch ihres Bruders, unter dem sie sehr gelitten hatte, kam mir in den Sinn. Eine wilde, unbestimmte Wut auf Gott und die Welt durchschoß mich.

Ich brauchte lange, um mich einigermaßen zu erfassen. Inzwischen hatte sich das Wetter völlig beruhigt. Es war, als hätte der Himmel nach all diesen Opfern ein Einsehen. Der Schnee war ebenso rasch geschmolzen als er gestern gefallen war.

Ich packte meine Sachen. Viel war ja nicht mehr übrig. Mein Gewehr war im Schnee zurückgeblieben. Im Moment scherte mich das wenig. Messer, Pistole und einige Patronen hatte ich noch. Proviant war keiner da, aber ich hatte auch kein Hungergefühl. So nahm ich Abschied von der Stelle, an der meine Liebste der Ewigkeit entgegenschlummerte. Ein Stück meines Herzens blieb dort zurück ...

Der Weg war unschwer zu finden. Er führte genau nach Osten.

Nach etwa einer Stunde kam ich zu der von Moana gestern erwähnten Gabelung. Ich nahm das nach Nordosten führende Tal. Nachdem der Pfad bisher

nahezu eben über die Hochfläche geführt hatte, begann er sich nun zuerst allmählich, dann zunehmend stärker zu senken. Bald erreichte ich eine Quelle. Als ich daraus getrunken hatte, merkte ich erst, wie durstig ich gewesen war.

Und hier am Ursprung eines Baches, der schließlich – wenn vermutlich auch viele Tagesreisen entfernt – in den Marañón münden würde, löste sich meine Erstarrung. Wie in einem Film zog unsere kurze gemeinsame Zeitspanne an meinem geistigen Auge vorbei. Nie wieder würde sie mir entgegeneilen und nie wieder würde sie mich zärtlich umarmen. Aus und vorbei – all die großen und kleinen Gemeinsamkeiten. Meine platonische Eihälfte lag oben am Wolkentor im kühlen Grab. Ich war allein, ganz allein ...

Und hier, in der abgelegensten Andenwildnis fiel ich in einen Weinkrampf, von dem ich nicht weiß, wie lange er mich schüttelte. Doch dann begann ich aus der tiefen Verzweiflung wieder an die Oberfläche des Lebens aufzutauchen.

Plötzlich war mir, als stünde Moana neben mir bei der Quelle, und wollte mir etwas mitteilen. Dieses Gefühl war von solcher Intensität, dass ich unwillkürlich an ihre telepathischen Fähigkeiten dachte. Und als ich mich auf ihre Worte konzentrierte, meinte ich, sie auch zu verstehen: „Schau Tom, wir hatten eine wunderbare Zeit, kurz zwar, aber die meisten Menschen haben nicht das, was wir hatten. Geh weiter, geh Deinen Weg zurück nach Osten ...“

Und das tat ich dann auch. Ich brach auf und legte bis Sonnenuntergang eine anständige Strecke zurück. Ich stieg wohl mehr als tausend Meter ab. Die Baumgrenze lag bereits über mir, das heißt, ich war von schütterem Buschwald umgeben. Die Höhendifferenz offenbarte sich auch an der zunehmenden Temperatur. Ich würde während der Nacht weniger Kälte leiden.

Nun, nach all den Widrigkeiten und Anstrengungen, regte sich in mir ein zunehmendes Hungergefühl. Einerseits begrüßte ich dies, da es mir zeigte, dass ich wieder normal zu empfinden begann. Andererseits hatte ich unterwegs rein gar nichts Jagdbares angetroffen und für Früchte des Waldes war ich noch zu hoch in den Bergen.

Da fiel mir das Bündel mit den Götterblumen ein. Seit ich es von Tim im Turm am See übernommen hatte, hatte ich nicht mehr daran gedacht. Ich bedauerte, dass ich die Blumen nicht Moana ins Grab mitgegeben hatte. Doch dafür war es jetzt zu



spät. Und vielleicht waren mir die Blumen jetzt sogar nützlich. Sagte man den Blumen nicht wunderbare Wirkungen nach? Waren nicht sowohl die Inkakrieger als auch die spanischen Konquistadoren durch den Genuß der Blumen zu Höchstleistungen angespornt worden? Weshalb sollte bei mir das nicht wirken?

Gesagt, getan. Ich öffnete ein paar der Samenkapseln, vermengte die kleinen, schwarzen Samenkörner mit Wasser und trank die Mischung. Sie schmeckten bitter, und einige Zeit merkte ich keine Wirkung. Dann aber verschwand das Hungergefühl, ich fühlte mich zunehmend besser, schließlich sogar leicht euphorisch. So war Tims Bündel mit den geraubten Blumenkörnern doch noch für etwas gut.

Der Rest meiner Geschichte ich bald erzählt. Am nächsten Morgen fühlte ich mich deutlich besser. Das Tal mit dem sich stetig verbreitenden Bach führte meist steil und gewunden bergab. Orientierungsschwierigkeiten ergaben sich nicht. Ich brauchte nur den Gefällen zu folgen und würde wohl früher oder später den Rio Marañón erreichen.

Am späten Nachmittag schlug ich mein Lager auf. Und als ich dann einige Bananenstauden mit reifen Früchten entdeckte, konnte ich endlich wieder etwas essen – das erste Mal seit mehr als drei Tagen. Später fing ich auch noch zwei Fische. Da ich in der Tiefe meines Rucksacks auch noch ein Feuerzeug entdeckte, konnte ich mir auch eine anständige Mahlzeit zubereiten. Vom weiteren Genuß des ‚Blumencocktails‘ nahm ich Abstand. Wer konnte wissen, welche Folgen das Aufputzmittel nach sich zog ...

Am folgenden Tag verengte sich das Tal mehrmals zu einer unpassierbaren Schlucht. Bei den Umwegen, die ich einzulegen hatte kam ich in schwieriges, unübersichtliches Gelände. Aber irgendwie schaffte ich es doch immer wieder, in mein Tal zurückzukehren. Die Regenzeit schien eine Pause eingelegt zu haben, was mir das Passieren schwieriger Routen ermöglichte. Gegen Mittag des nächsten Tages war ich endgültig im Tiefland angelangt. Ich litt wieder unter der dumpfen Hitze des Urwaldes. Am Nachmittag mündete der Bach in einen breiten Fluß. Jetzt konnte ich meine Pläne, die ich unterwegs geschmiedet hatte, verwirklichen. Die Axt, die uns Sergej vorausschauend mitgegeben hatte, leistete mir dafür entscheidende Hilfe. Ich fällte einige kleinere Bäume und baute mir ein kleines Floß. Jetzt machte es sich bezahlt, dass ich meinem Vater, einem gelernten Zimmermann, in meiner Jugend oft

in seiner Werkstatt zur Hand gegangen war. Lianen zum Zusammenfügen der Stämme, wuchsen genug.

Bevor ich das Floß startklar machte, sammelte ich noch einen kleinen Vorrat an Früchten, fing ein paar Fische und briet sie am Feuer.

Dann stieß ich vom Ufer ab. Hier am Fuß der Berge war das Gefälle noch groß genug, um halbwegs rasche Fahrt zu machen. Krokodile gab es wenige, nur einmal musste ich sie mit zwei, drei gezielten Schüssen vertreiben.

Seit dem Heimgang Moanas lief alles wie am Schnürchen. Davor waren wir von Unbill und Missgeschick schier überhäuft worden. Als rational denkender Mensch lag es mir fern, einen Zusammenhang herzustellen, aber doch schien es, als hätte sich durch ihrem Tod der Fluch erfüllt und der Zorn der Götter sei besänftigt ... Ein Naturmensch würde es wohl so sehen. Keine Schlangen, Pumas, Blasrohrmänner oder andere tödliche Bedrohungen ...

Das soll aber nicht heißen, dass die Flußfahrt am Floß ein Honiglecken war. Am Anfang hatte ich etliche Stromschnellen zu überwinden. Da war höchste Aufmerksamkeit von Nöten. Mehrmals musste ich dabei auch das Floß über Sandbänke ziehen, um Untiefen zu vermeiden. Von den dort herumliegenden Krokodilen ging eine zunehmende Bedrohung aus.

So fuhr ich ein paar Tage auf dem Fluß, der allmählich tiefer wurde und träger dahinströmte. Schon längere Zeit vor der Abenddämmerung hielt ich nach geeigneten Lagerplätzen Ausschau. Dabei war es meist nicht leicht, solche zu finden. Falls möglich, blieb ich nicht direkt am Flußufer, hauptsächlich wegen der störenden Moskitoschwärme. Etwas landeinwärts war die Plage etwas weniger unangenehm. Dass ich damals nicht von der Malaria, Gelbfieber oder einer Krankheit befallen worden bin, grenzt eigentlich an ein Wunder. Aber, wie erwähnt, alles lief im wesentlichen glatt und reibungslos ab. Beim ersten Morgengrauen war ich dann wieder unterwegs und trachtete den ganzen Tag mehr oder minder durchzufahren.

Der Fluß wurde immer breiter. Eines Tages war ich in der Mittagshitze eingeschlafen. Als ich erwachte, sah ich die Gesichter zweier Mestizen. Es waren *Caboclos*<sup>15</sup>, die wissen wollten woher ich denn käme. Als ich es ihnen sagte, glaubten

---

<sup>15</sup>

Mischlinge, Bewohner des Amazonasgebietes.

sie mir offenkundig nicht. Aber ich erfuhr nun, wo ich mich befand, und dass es zur nächsten Ansiedlung nur noch ein paar Stunden war.

Was soll ich noch berichten? Das Camp, in das mich die beiden Caboclos mit ihrem Boot brachten, hieß *Remate del Malo* – zu deutsch Höhepunkt des Übels. Der Name paßt zu dieser elenden Ansammlung einiger Hütten, von denen die meisten auf Pfählen am Rande des Flusses errichtet waren. Hauptsächlich gab es dort minderwertigen Fusel und leichte Señoritas zu kaufen. Meine eiserne Reserve an Geldscheinen, die ich in meiner Hose wasserdicht eingenäht mit mir trug, leistete mir wieder einmal gute Dienste.

Neben nötigen Kleinigkeiten kaufte ich Kleider, da die alten schon sehr ramponiert schienen. Sodann erwarb ich die Passage auf einem Flußdampfer, der drei Tage später nach Iquitos ablegte. Er war klein und schmutzig und ich teilte eine Kabine mit fünf anderen Caboclos. Aber dennoch schien mir der Seelenverkäufer wie eine venezianische Gondel. Denn sie trug mich zurück in die Zivilisation. Vorerst hatte ich genug von der Wildnis.

Die Fahrt nach Iquitos dauerte mehr als zehn Tage. Das Schiff legte alle paar Meilen irgendwo an und auch die Maschine streifte alle Augenblick. Aber was war diese Zeitspanne gegen die Ewigkeit, an deren Schwelle ich oben in der Cordillera Oriental gestanden hatte ...

## **31 Epilog**

In Iquitos erhielt ich nach meiner Ankunft sofort einen Termin beim Vizegouverneur. Dort hatte man sich schon über das Schicksal der Expedition große Sorgen gemacht. Als ich von unseren Abenteuern mit den Blasrohrindios und mit dem Stamm der Wolkenmenschen berichtete, wollte man mir erst gar nicht glauben. Und als ich von der Kette unserer Unglücksfälle, insbesondere vom Tod der anderen Expeditionsteilnehmer berichtete, zeigten sich die Regierungsbeamten betroffen. Von Moana und den Götterblumen habe ich nichts erzählt. Eine innere Stimme warnte mich, darüber zu berichten.

Bevor ich meine Erzählung beende, möchte ich auf eine Frage antworten, die sich der Leser sicherlich stellen wird. Was geschah mit den mitgebrachten

Himmelsblumen? Ihre Mitnahme, das eigentliche Ziel der Expedition, war unter so vielen Widrigkeiten und Opfern erfolgt, dass die Frage naheliegend ist.

Die Antwort darauf ist ebenso einfach wie verblüffend. Sie waren verschwunden. Nachdem ich sie an der Quelle in den Bergen „genossen“ hatte, hatte ich Tims Bündel wieder in den Rucksack gesteckt. In den nächsten Tagen und während meiner Floßfahrt hatte ich Wichtigeres zu tun, als mich um die Blumensamen zu kümmern. Und als ich in Remate del Malo meinen Rucksack ausleerte, waren und blieben sie zu meiner Überraschung verschwunden.

Zunächst hatte ich die beiden Caboclos in Verdacht, dass sie meine Sachen nach Stränden meines Floßes durchwühlt und die Samen entwendet hätten. Doch als ich sie im Camp dann, nachdem ich sie auf einige Flaschen Cachassa eingeladen und mich auch sonst für meine Rettung erkenntlich gezeigt habe, auf die Blumen hin ansprach, zeigten sie kein Verständnis. Und als auch die ihnen in Aussicht gestellten knisternden Geldscheine sie nicht aus der Reserve locken konnten, ging ich von der Vorstellung der beiden Mestizen als mögliche Diebe wieder ab.

Vielleicht waren sie mir beim Umpacken auf den Lagerplätzen am Fluß herausgefallen – sei es wie es sei – ich konnte ihr Schicksal nicht klären.

Irgendwie scheint mir ihr Verschwinden mit dem Verlauf unseres ganzen Unternehmens in Übereinstimmung zu stehen. Die *Flores del Cielo* sind letztendlich in den Bergen geblieben. Ob sie ausschließlich dort hingehören oder doch für den medizinischen Fortschritt allgemein zugänglich gemacht werden sollen, darüber konnte man geteilter Meinung sein. Huayná und Tim haben für die Antwort auf diese Frage mit ihrem Leben bezahlt. Und Moana letztlich auch ...

Von Iquitos ging es in einem Militärflugzeug in die Hauptstadt Lima. Dort musste ich meinen Bericht noch mehrmals wiederholen, was allen keinerlei zusätzliche Aufschlüsse lieferte. Die ganze Angelegenheit ging aus wie das berühmte Hornberger Schießen. Es wurde ein Bericht angefertigt, den ich unterschreiben musste. Später habe ich nie wieder etwas davon gehört.

In Lima streckte mir der Konsul meines Landes die Schiffspassage nach Europa vor. In einer mehrwöchigen Reise über Gyaquil, Ciudad de Panama gelangte ich über Havanna schließlich nach Cadiz in Spanien und von dort zurück nach Wien –

Jahrzehnte sind seit diesem Abenteuer vergangen. Mit dem wachsenden zeitlichen Abstand verschwimmt die Erinnerung. Viele Ereignisse kommen mir heute unwirklich, ja schimärenhaft vor. Habe ich all die Sachen um die Himmelsblumen wirklich erlebt? War vielleicht Sergej, das Zwitterwesen aus Russland, nur Einbildung, möglicherweise hervorgerufen durch die halluzinogene Wirkung der Pflanzen?

Was aber vom Ganzen blieb, war die Erinnerung an eine wundersame Begegnung mit einer Frau, zu der ich mich in einem Maße hingezogen fühlte wie nie zuvor – und danach ... Und eine großartige, vielfältige Landschaft die auf Erden nichts Gleichartiges hat.

Während in den ersten Jahren danach die Erinnerung noch vorwiegend schmerzlich war, wurde sie zunehmend strahlender. Sie zählt zum Wertvollsten meines Erfahrungsschatzes.

Und wenn ich die Augen schließe, sehe ich Moana jetzt, so viele Jahre nach unserer Begegnung am Steintor vor mir, wenn sie sagt „Ich habe lange auf dich gewartet, Fremder. Endlich bist du gekommen ...“